

///

Christen und Türken.

Ein Skizzenbuch

von der Save bis zum Eisernen Thor.

Von

Siegfried Kapper.

Erster Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1854.

LEIPZIG

Christen und Türken.



Christen und Türken.

Ein Bildbuch

von der Welt bis zum Sternem Thor.

Christen und Türken.

Begründet von

Georg Meißner.



Verlag

B. G. Schöningh

1854

Christen und Türken.

Ein Skizzenbuch

von der Save bis zum Eisernen Thor.

Von

Siegfried Kapper.

Erster Theil.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1854.

Christen und Tüchtigen

Ein Stiegenbuch

von der Stadt bis zum letzten Ende

Siegmund Rappert



Leipzig

Verlag

S. Rappert

1854

Inhalt des ersten Theils.

I. Seite

Der jüngste Lieutenant eines Regiments. 1

II.

Ein dialogisirender Koffelener. — Athanassje Pawlowitsch's Familienchronik. — Seine eigene Chronik. — Grenzschulen. — Grenzverwaltung. — Omer Pascha. 19

III.

Ein Stabsort. — Der alte Herr. — Das Fräulein um ihn. — Die Frau Oberstlieutenantin. 42

IV.

Ein Markt in der Grenze, nebst Betrachtungen. — Die Frau Offizierin. — Eine Art, Töchter an den Mann zu bringen. — Blut statt Weizen und der Strick um Beides. 64

V.

Mirko. — Südslavisches Rhapsodenthum. — Ein blinder Meuchelmörder. — Neunzig statt Sechzig. — Eine Seele für einen Kreuzer. 94

	Seite
VI.	
Ein Ausreißer, als Episode. — Athanassje in der Heimat.	126
VII.	
Eine Colonie von Pensionisten. — Nun ist er noch höher avancirt!	152
VIII.	
Offiziersleben in der Grenze. — Ueber die Una auch ohne Paß. — Ein bosnisches Dorf. — Ein Giaur ist reich ... sein Unglück.	177
IX.	
Die Mehana. — Was für Weltanschauungen ein Kadi hat. — Schwaben und Deutsche non üdem. — Ein bosnischer Aeskulap und sein pathologisches System.	206
X.	
Ein Nachtquartier, das Gott erbarm'! — Was der Mehandschi von den Zuständen hält und wie er sich das Ding vorstellt. — Herberggenossen. — Der Pascha von B... — Aufgeschoben ist nicht aufgehoben.	220
XI.	
Türkische Wirthschaft. — Rizamis als Waschweiber. — Eine türkische Festungswache. — Betrachtungen über knappe Jacken. — Auch ein Renegat. — Das Renegatenthum, ein trojanisches Pferd. — Türkisches Exercitium. — Das Renegatenthum und das türkische Heerwesen.	235

I.

Der jüngste Lieutenant eines Regiments.

Von den felsigen Küsten des Quarnero, längs der Ufer der Kulpa und Una, der Save und Donau bis gegen die kleine Walachei hin, zieht sich ein bald schmalerer, bald breiterer Landstrich, oder vielmehr eine ununterbrochene Kette von abge-sonderten Gebieten verschiedener anderer Länder, die du, lieber Leser, auf den Landkarten unter dem Namen der österreichischen Militärgrenze verzeichnet findest.

Der Volkstamm, der in diesen Länderstrichen seine Wohnstätten hat, war lange vorher, vielleicht bis in die Zeiten hinauf, da hier die römischen Imperatoren feste Plätze und Wälle bauten, in diesen Gegenden zu Hause, und wechselte im Ver-

lauf der Jahrhunderte vielfach seine Herren und seine Verhältnisse, gehorchte bald den serbischen Fürsten, bald den kroatischen und ungarischen Königen, ehe sich im Gefolge langjähriger und mannichfach wechselnden Kriegsgeschickes jener eigenthümliche, halb soldatische, halb landwirthliche Zustand herausbildete, in welchem wir ihn jetzt vorfinden.

Erst nachdem die Nachfolger des Propheten von Mekka ihre Fahnen aus den Wüsten Arabiens in das byzantinische Europa herübergetragen und in einem Jahrhundert mörderischer Schlachten zwei mächtige Throne, den Serbiens und den zu Konstantinopel, gestürzt und all die kleinern Häuptlingschaften von der Küste des Schwarzen Meeres bis zu den kleinen Seerepubliken an der Küste Dalmatiens hin sich unterworfen hatten, trat für die Bewohner der nördlichen Ufer jener obengenannten Ströme der Zeitpunkt ein, der sie für Jahrhunderte herauf zu einem ewig kampferüsteten, jeden Augenblick schlagfertigen Heere umwandelte.

Diese Umwandlung, so drückend und hemmend sie für den betroffenen Volksstamm selbst

in der Folge geworden, war keine plötzliche, gewaltsame. Sie war ein Ergebnis der Nothwendigkeit und bildete sich aus dem Bedürfnisse bis zu einem gewissen Grade von selbst heraus.

Als der Halbmond in seinem siegreichen Vordringen sich den Ufern der Save und Donau näherte, verließen Tausende von Familien, die nicht gewillt waren, den Weiterbesitz ihres angeerbten Grundes und Bodens dem Kreuzesglauben zu opfern, ihre jenseitigen Wohnsitze, und flüchteten an die diesseitigen Ufer zu ihren Stamm- und Glaubensverwandten herüber, und schlugen hier in den Niederungen des Banats, der Batschka, in den Bergthälern der Truschka Gora und in der unmittelbaren Nachbarschaft des freiheitliebenden Morlachenstammes ihre Hütten auf. Sie kamen, die Waffen, mit denen sie noch kurz vorher gegen den Feind des Kreuzes gekämpft, noch in der Hand, fest entschlossen, die Ströme und Berge als schützende Brustwehr vor sich, den Dränger hinter dieser zu erwarten, und ihm von dem diesseitigen an die jenseitigen Ufer ein „Bis hieher und nicht weiter“ zuzurufen. Gastfreundschaft, Stammverwandtschaft, Glaubens-

genossenschaft und die heranrückende Gefahr für das eigene Hab' und Gut machten die bisher unbehelligten Bebauer der diesseitigen Ebenen bald zu ihren Bundesgenossen, und in kurzer Zeit erglänzte der ganze Landstrich von Waffen, ohne Aufgebot, ohne Befehl irgend eines gekrönten Hauptes, ohne andere Führer, als wie sie eben an Ort und Stelle sich an die Spitze der bewaffneten Haufen stellten, aus eigenem Antrieb, aus eigenem Bedürfnisse. Die Save- und Donaugrenze stand zum ersten male als eine kriegerische da.

Allein die Macht der rothen Fahne war damals eine unwiderstehliche. Gegen den Ungeßüm der Heerescharen Mohammed's gab es keinen Halt. Sie drangen über die Ströme. Ihnen voran zogen Entsetzen und Flucht, in ihrem Gefolge tobten Vernichtung und Verwüstung, und hinter ihren Fersen blieben entvölkerte Einöden zurück. An den Stellen, wo Kirchen gestanden, erhoben sich Minarete, von den Zinnen der Klöster verschwand das Kreuz, um dem Halbmond den Platz einzuräumen.

Es kamen auch Zeiten, wo der Wechsel des

Waffenglücks die türkischen Heereszüge über die Ströme zurückwies. Die ödeliegenden Wohnstätten an den Ufern dieser letztern füllten sich wieder mit Zurückkehrenden und neuen Ansiedlern, jedoch nur, um bald wieder zu vereinsamen. So wogten die Geschiebe hin und her, bis die furchtbare Macht der osmanischen Kriegesscharen am Schilde Oestreichs sich endlich brach, und zwar um sich nie wieder zu ihrer vorigen Gewalt zu ermannen.

Schon während der vielfachen Kämpfe gegen den „Erbfeind“ war es Oestreich, welches in dem kriegerischen Sinne einer Bevölkerung, bei welcher diese Kämpfe allmählig die Bedeutung einer Art von geheiligter Tradition angenommen hatten, eine der mächtigsten Schutzwehren gegen diesen Feind — den damaligen Schrecken Europas und der gesammten Christenheit — erkannte. Es sandte ihr Führer, gab ihr Waffen, organisirte die regellosen Haufen zu strategischen Truppenkörpern, einverleibte diese seinen eigenen Heeren.

Die eroberten Gebiete überließ es Ansiedlern aus dem ganzen Süden Ungarns, aus der Walachei, aus Serbien, aus Bosnien, aus Türkisch-

Kroatien zu freiem Eigenthum, indem es ihnen dagegen die immerwährende Kampfbereitschaft gegen den islamitischen Nachbar zur Pflicht machte, und legte so den Grund zu einem kriegerischen Institute, welches nachmals einen der vorzüglichsten Theile seiner Kraft ausmachte, und welches erst in jüngster Zeit ihm in Tagen äußerster Gefahr zum Theil seinen Bestand sicherte.

Zweck und Absicht dieses Instituts war somit im Anbeginn lediglich Sicherstellung der Grenzen gegen erneuerte Versuche eroberungslüstiger Sultane, ihr Kriegsglück wieder einmal auf den Ebenen Ungarns zu versuchen. Auch die Pest wollte man dadurch von Europa abgehalten wissen, und diese namentlich war es, welche in den nachfolgenden Zeiten, da einerseits geregeltere Staatsverhältnisse und anderseits die fast gründliche Abschwächung der türkischen Macht, jede Besorgniß vor einem unvorhergesehenen Einbruche ziemlich überflüssig machten, bestimmt war, die Thätigkeit der Grenzvölker rege, sie selbst in immerwährender Waffenübung zu erhalten.

Bald jedoch erhielt die Bedeutung dieser letztern eine weitere Ausdehnung. Derselbe Arm,

der die Waffe so siegreich gegen den Erbfeind führte, sollte er nicht auch ebenso gut und ebenso erfolgreich gegen jeden andern Feind verwendet werden können?

Die gesammten waffenfähigen Männer der „Grenze“ wurden für einen integrirenden Theil der österreichischen Armee erklärt, und die Verpflichtung zum Kriegsdienste erstreckte sich nicht mehr gegen die Turbanträger und gegen die Pest, sondern gegen jede Seite hin, wo dem Staate Gefahr drohen und wo sie in Anspruch zu nehmen man es für nöthig erachten würde. Keine größere Kriegsbewegung in Europa hat seitdem stattgefunden, in welcher nicht die ehemaligen Halbmondbekämpfer ihr Contingent auf dem Kampfplatze gehabt hätten. Wir begegnen den Kroaten in Wallenstein's Lager, wir begegnen ihnen, abgesehen von Trenk mit seinen Panduren, auf allen Schlachtfeldern des siebenjährigen Krieges; wir sehen sie Bonaparte gleich im Anbeginne seiner Feldherrnlaufbahn in Italien gegenüberstehen; wir finden sie später in Schwaben und in Franken, am Rhein und an der Spree, in Frankreich und in Polen; wir sehen sie im

Gefolge des französischen Adlers in Moskau und an der Beresina, bei Dresden, bei Leipzig, bei Waterloo, vor Paris.

Alles Dies, namentlich dies Hin- und Herwandern durch aller Sprachen und Sitten Länder, von einem Ende des Welttheils bis zum andern, dies Aufwachsen nicht nur einer Generation nach der andern mit der Waffe so zu sagen in der Hand, sondern die allmälige Umwandlung eines anfangs bloß kriegerischen Stammes zu einem völligen soldatischen, konnte am Lande selbst, sowie an den Sitten, den Anschauungen und dem Charakter des Volkes nicht ohne die wesentlichsten Rückwirkungen vorübergehen, als deren Ergebnis wir denn auch Land und Leute, sowie sie jetzt sind, leicht erkennen.

Doch warum wollen wir alles Das so aufs Wort hinnehmen, die wir, auf einer Reise nach den Save- und Donaugegenden begriffen, Gelegenheit haben, wenn nicht das Ganze, so doch einzelne Theile dieses Landes, wenn nicht alle die Hunderttausende, so doch Leute aus ihnen genug kennen zu lernen, um uns aus eigener Anschauung unser eigenes Urtheil zu bilden?

Wir brauchen ja nur der einfachen, treuerzigen Einladung zu folgen, die der jüngste Lieutenant eines der westlichen Grenzregimenter, dessen Wagen, während wir im Gasthof „zur Krone“ in der königlichen Haupt- und Banalstadt Agram unser Mittagmahl einnehmen, vor dem Hause zur Abfahrt bereit steht, an uns ergehen läßt, um Alles bald mit eigenen Augen zu sehen.

Der jüngste Lieutenant . . .

Wir wollen nun lieber gleich keine Erwartungen nähren, die wir derjenigen schönern Hälfte unserer Leser gegenüber, für welche ein jüngster Lieutenant vielleicht ein Gegenstand ganz besondern Interesses sein könnte — und es soll dies, wie man uns versichert, zuweilen vorkommen — nicht zu erfüllen vermöchten, und es rund heraus sagen, daß der jüngste Lieutenant, von dem hier die Rede ist, wenn sich ein Menschenleben in zwei Theile theilen ließe, diejenige Anzahl von Sommern, mit welchen sich der Träger eines Porte-épée überhaupt noch für interessant halten darf, nicht nur bereits zwei mal zurückgelegt haben, sondern auch mit dem Ueberschusse noch als

ein angehender hoffnungsvoller Fahnenjunker gelten könnte.

Dort sitzt er, der stämmige, doch bereits etwas gebeugte Fünfundvierziger, mit dem kargen grauen Kopshaar und dem dichten grauenden Schnurrbart, am obern Ende der Tafel, zur Seite des Majors! Und an der Art und Weise, wie er sich hält, wie er, nicht ohne subordinatorische Schüchternheit, zu den Speisen zulangt, Messer und Gabel führt, sich zu jedem Trunke Wein besonders auffodern läßt — sieht man es ihm nicht an, daß er hier noch nie gefessen, am wenigsten aber je der Ehre theilhaftig geworden, an der Seite eines Stabsoffiziers zu speisen?

Dreißig Jahre lang stand er unter der Muskete, dreißig Jahre lang hatte er es nicht wagen dürfen, sich niederzusetzen, wo Offiziere saßen. Dreißig Jahre lang hatte er von Monat zu Monat an demselben obern Ende dieser Tafel gestanden und hatte, die linke Hand salutirend am Szako, einer Suite von nicht weniger als acht Regimentscommandanten den Rapport des Bataillons überbracht, welchem er mit seinem Hause angehörte. Auf das Glück, den gro-

ben Commißbrock jemals mit der feinen Offiziersuniform, die Muskete mit dem goldbequasteten Säbel vertauschen zu dürfen, so glänzend er es sich auch in seiner Jugend ausgemalt, hatte er längst verzichtet.

Heute endlich, als er dem Major den Rapport überbrachte, sagte dieser: „Athanasije Pawlowitsch, es ist zum letzten mal, daß du mir den Rapport bringst!“

Athanasije mochte diese Mittheilung nicht ohne einigen Schrecken vernommen haben.

Wenn man zwanzig Jahre lang schwere Kerkerketten trägt, so erschrickt man ebenfalls, wenn man plötzlich zugerufen bekommt: Leg' ab die Eisen! Jetzt sollst du frei gehen! Man traut sich kaum zu, daß man es treffen werde, ohne Fesseln einherzuschreiten.

Wie sollte der arme Unteroffizier, der zeit lebens nichts Anderes gethan als Rapportiren; ja, dessen ganzes Leben bisher in nichts Anderem als in einem continuirlichen Rapport aufgegangen war, nicht erschrecken, wenn ihm sein Vorgesetzter sagte, daß es mit dem Rapport nun aus sei? Mußte es ihm nicht gerade so sein, als ob ihm

der Major verkündet hätte: Athanassje Pawlowitsch, du sollst aufhören zu leben?

„Du zitterst wol gar, Athanassje?“ sagte der Major weiter. „Bogami (bei Gott), das hast du nicht nöthig! Hier setz' dich nieder, du wirst müde sein!“

Niedersetzen! Neben einen Major! . . .

Run, so gar selten kömmt das in der Grenze allerdings nicht vor. Major und Gefreiter sind oft Schulgenossen, Vettern, Schwäger, gute Freunde, und duzen einander und sitzen beieinander, trinken miteinander, drücken einander die Hände und sprechen zu einander brate (Bruder) — nota bene: außerhalb des Dienstes und im vertrautesten Zirkel, wenn z. B. Niemand anderes, oder doch nur lauter gute Freunde und Familiengenossen zugegen sind. Im Dienste aber ist eine solche Vertraulichkeit gegen alles Reglement und noch nie erhört worden.

Und nun sollte sich Athanassje Pawlowitsch, der dienstthuende Rapportüberbringer, neben seinen Major niedersetzen!

Mit geraden Dingen ging das nicht zu. Ein Zug von Ahnung flog durch Athanassje's

Seele, als ihm der Major den Sessel zurecht-
schob . . .

„Lieutenant Pawlowitsch!“ reichte ihm endlich
der Major die Hand; „von heut' an, wenn du
nach Agram kommst, ist dein Platz hier — das
heißt, wenn kein älterer Lieutenant bei Tische ist;
denn dann mußt du um einen Platz weiter
hinunterrücken. — Und nun mach' keine Cere-
monias!“

Der Glückliche! Der höchste aller Wünsche
seines Lebens ist in Erfüllung gegangen. Was
zu hoffen er längst aufgegeben, ist unerwartet
zur Wirklichkeit geworden. Sich darein finden,
das kann er aber immer noch nicht.

Die umherstehenden Offiziere — denn was
von Grenzoffizieren nach der Hauptstadt kommt,
speist in der „Krone“, das ist Offizierstön — be-
handeln ihn zwar Alle bereits ganz cameradaliter.
Ihm aber liegt noch der Unteroffizier in allen
Gliedern; er trägt noch den Commisrock, die
ungarische knappe Hose, die plumpen Dpanken
und die wollene Säbelquaste.

Welcher Sterbliche vermöchte auch einen so

plötzlichen Umschwung des Geschickes gleichmüthig zu ertragen?

Der Major war in der Compagnieschule zu Thurn sein Mitschüler gewesen, und noch erinnerte er sich recht wohl, wie sein gegenwärtiger Borgesetzter damals einmal kreuz- und quergeschlossen von ihm nach Hause escortirt worden, weil er sich hatte einfallen lassen, sich an einem Stücke Maizbrot eines seiner Kameraden zu vergreifen. Einen der anwesenden Offiziere hatte er, selbst schon Corporal und Hausvater, mit dem Haselstock vom Zaune seines Hausgärtchens gejagt, als er ihm daraus Aepfel stehlen wollte. Mehre andere hatte er als Buben bei den Ohren gezogen, oder mit den Füßen bei Seite gestoßen, als sie ihm bei der Ausübung seiner Exerciermeisterspflichten hinderlich in den Weg kamen. Sein eigener Sohn, den er frühzeitig in die Schule gegeben, und der das Glück hatte, nachmals in die Kadettenschule zu Graz aufgenommen zu werden, stand bereits als Kapitän in einem deutschen Regimente. Weiland Lataş vollends, nunmehr Omer Pascha, der in der Schule zu Thurn neben ihm gefessen, und damals schon schöner

geschrieben und gesprochen als sich aufs Exerciren verstanden hatte, war Feldmarschall der türkischen Armee, hatte bereits in Arabien, in Albanien, gegen Montenegro commandirt und stand jetzt an der Donau als Generalissimus dem mächtigsten Herrscher der Welt gegenüber. Und nun darf auch er als jüngster Offizier des Regiments — der jüngste versteht sich nur dem Range nach — an demselben Tische mit ihnen sitzen, und zu ihnen Allen, ohne alte Bekanntschaften ignoriren zu müssen, Kamerad und du sagen!

Doch welches Aufsehen wird es erst in seiner Heimat, in seiner Compagnie, in seinem Regiment erregen, wenn er, der am 30. April Morgens als ältester Feldwebel ausgegangen, am 1. Mai Abends als jüngster Lieutenant des Regiments zurückkehrt; wenn sein Weib plötzlich Offiziersfrau, seine Töchter Offizierstöchter, das ist Fräuleins, geworden!

Wer, den übrigens der Weg dieselbe Route führt, hätte den Wunsch unterdrücken mögen, Zeuge des allgemeinen Staunens, des Umschwunges jahrelang bestandener Kameradschaft zu ehrerbietiger Subordination, des Jubels einer ganzen

Familie zu sein, wenn der neue Lieutenant seinen triumphirenden Einzug hielt, zumal wenn es kein größeres Opfer kostete als diesen Wunsch auszudrücken, um sich alsogleich aufs herzlichste zur Mitreise eingeladen zu sehen? Mußte es denn auch dem jungen Lieutenant nicht schmeicheln, selbst Fremde an seinem Glücke theilnehmen und bei seinem Einzuge in die Heimat als eine Art Ehrengesolge figuriren zu sehen?

Schon erheben wir uns, das Patent in der Tasche, um unsere Reise anzutreten, da tritt ein Offizier hervor, derselbe, dem Athanassje Pawlowitsch einst mit dem Haselstock die Lehre gegeben, daß Aepfel, wenn sie auch noch am Baume hängen, darum doch noch kein vogelfreies Gut für freibeutelustige Jungens seien, und ruft „Halt!“

Was gibt's?

„So“, meint er, „soll Athanassje Pawlowitsch nicht einrücken!“ und deutet auf seinen grob-
wolligen Commißanzug.

Der Wink wird allgemein verstanden, und ein lautes „Bravo, Kamerad!“ lohnt den ehemaligen Aepfelfreund für seinen vortrefflichen Einfall.

„Ablegen, Athanassje!“ heißt es nun wie aus Einem Munde; „ablegen den Kittel! Ablegen den Szako! Fort mit der wollenen Säbeltrodel! Fort mit dem schwarzen Ueberhängriemen!“ Und ehe der jüngste Lieutenant seines Regiments sich dessen versieht, ist er all' dieser Stücke entkleidet.

„Hier! mein Rock wird ihm am besten passen!“ ruft ein junger, stämmiger Kapitän, der es nicht zu beachten scheint, daß er mindestens um einen Kopf kleiner und um einen halben Schuh im Umfange stärker ist als Lieutenant Pawlowitsch, indem er ohne viele Umstände seinen Waffenrock auszieht und ihn Diesem hinhält.

„Da sind aber drei Sterne daran; das geht ja nicht!“ ruft ein anderer der Offiziere.

„Ach, was! Da ist gleich geholfen!“ erwidert der Kapitän. „Da brauchen wir ja nur zwei abzutrennen!“ Und im selben Augenblicke schon hat er ein Messer vom Tisch erfaßt, löst von jeder Seite des Rockkragens zwei Sterne los und verwandelt so im Nu das Kapitänzeichen in das eines Lieutenants; und nun hilft nichts mehr und Athanassje Pawlowitsch muß

troß aller Complimente und alles ablehnenden Widerstrebens in den Offiziersrock hinein.

An einer Kappe mit goldener Einfassung und goldener Kofarde vornauf fehlt es auch nicht, und da nun auch der Major seinen eigenen Säbel vom Haken nimmt und ihn mitsammt der goldenen Kuppel und dem goldenen Porte-épée seinem thurner Schulgenossen umschnallt, so steht Athanassje Pawlowitsch als completer Offizier da, und kann dessen gewiß sein, daß jede Schildwache, an der er vorüberzukommen hat, es nicht unterlassen wird, das Gewehr zu präsentiren; jeder Grenzsoldat, der ihm begegnet, ihm seine Reverenz zu bezeugen.

Und nun noch ein zehnstimmiges „S bogom, brate!“ (Mit Gott, Bruder!) und fortrollt der Wagen vom Thorwege der „goldenen Krone“, und über das holperige Pflaster des Harnitzenplatzes nach der Save zu und über die polternde Brücke ins weite Kroatensland hinein!

II.

Ein dialogisirender Kosselenker. — Athanassie Pawlowitsch's
Familienchronik. — Seine eigene Chronik. — Grenzschulen. —
Grenzverwaltung. — Dmer Pascha.

Es ist ein herrlicher Maitag, so blau und warm,
so sonnig und frisch, wie er nur unter diesem
Himmelsstriche, der die Nähe italienischer Zonen
bereits lebhaft ahnen läßt, zu Hause zu sein
anfängt.

Die Straße haben wir abseits gelassen, und
als ging es über Federn hin rollt unser Kar-
ren — denn so müssen wir das Fahrzeug, in
welchem wir auf einer bequemen Strohunterlage
sitzen, nennen, wenn wir den Leser nicht verleiten
sollen, sich von dem Luxus eines Grenzoffiziers

irrigen Vorstellungen hinzugeben, lautlos über Hutweiden und Brachgrund dahin, um den Stabsort, nach welchem unser Weg uns zunächst führt, zu erreichen.

Die Pferde, zwei dürre, braune Wesen von wenig ansehnlichem Wuchse und langen wirren Mähnen, deren Schirrzeug in höchst einfacher Weise zum Theil aus alten Lederstücken, zum Theil aus zusammengeknüpften Stricken besteht, trotten so unverdrossen darauf los, als hätten sie — woran wir jedoch sehr zweifeln — Hafer im Leibe, und der Kutscher, auf einem Bund Heu vor uns thronend, hält mit ihnen, ohne auch nur einen Augenblick auszusetzen, seine bald schmeichelnden, bald drohenden, bald auch fluchenden Zwiegespräche.

Ein sonderbarer Kauz, dieser Rosselenker! Blind auf einem Auge, zernarbt im Gesichte von den Blattern, daß es den Anschein hat, als würde seine zerrissene Physiognomie lediglich durch Kleister zusammengehalten und könne jeden Augenblick wieder auseinandergehen; trotz der brennenden Hitze des Mittags fest in einen zottigen Schafspelz gehüllt, wie er da hockt und mit der

fnotigen Peitsche bald durch die Lüfte spielt, bald die beiden Gäule an ihren Flanken figelt, scheint er für nichts Anderes auf Erden, als für diese letztern, irgend einen Sinn zu haben. Die plötzliche Umwandlung, die mit dem Herrn, den er fährt, vorgegangen, hat ihn nur im Augenblicke des Einsteigens einen Moment stutzen gemacht. Dann ergriff er die Zügel, warf sich auf sein Bund Heu und begann sich mit seinen Gäulen zu unterhalten, den einzigen Wesen auf Erden vielleicht, die er und die ihn verstehen, mit denen er fühlt und lebt.

„Idi, idi, Schwesterchen!“ ruft er jetzt der handigen Stute zu. „Mach', daß wir weiter kommen! Jetzt ist keine Zeit zum faulenzeln!“

„Daß dich der Teufel, Bruder!“ wendet er dann seine Peitsche dem etwas struppigten Walachen zu. „Willst dich doch nicht von einer Stute beschämen lassen? Idi!“

„Nun, was hast du denn immer, Selenka?“ kehrt er sich dann wieder zur Stute. „Hast dich nicht sattgegessen? Wart', bis wir nach Hause kommen; friegst Heu und Wasser soviel du willst! Oder quälen dich die Fliegen? . . . Wart', elen-

des Fliegenpack!“ Und mit der Peitsche fährt er durch die Luft, daß der aufgeschreckte Fliegen= schwarm kasterweit auseinanderstäubt.

So geht es ohne Unterbrechung von einem der Gäule zum andern.

Aber auch Athanassje Pawlowitsch, der an= fangs in der Ueberfülle seines Glückes fast schweig= sam uns zur Seite geseßen, wird allmählig ge= sprächig. Die Freude, der Wein, der Offiziers= rock, die goldene Kokarde und schließlich das gol= dene Portezépée thuen ihre Wirkung. Athanassje Pawlowitsch hat sich in seine Lage gefunden, nimmt seinen Säbel vor sich zwischen die Beine hin, stützt sich auf dessen Handgriff und streicht von Zeit zu Zeit seinen pfeffer= und salzfarbenen Schnurrbart, indeß um seine Mundwinkel ein ungläubig glückliches Lächeln spielt.

Benutzen wir diesen Moment und erleichtern wir es ihm, sich von Herzen zu reden. Wir sehen ja, daß es ihm noththut, sich auszu= sprechen!

Wie mittheilsam er nun wird! Einige wenige Fragen, und der beredte Südslave mit allem Schwung seiner Ausdrucksweise hat uns sein

Innerstes geöffnet, und sein ganzes Leben, seine Gesichte, alle seine Erinnerungen liegen wie ein offenes Buch vor uns.

Athanassje Pawlowitsch stammt aus Bosnien oder eigentlich aus Türkisch-Kroatien, aus einem Dorfe in der Nähe von Buzim, dem Stammsitze der Familie, welcher der gegenwärtige Ban von Kroatien und Slavonien, Zellačić, angehört, und von welchem dieser auch den Beinamen de Buzim führt.

Sein Großvater trieb in den Bergen drüben das gefährliche, in den Augen der Rajah aber ritterliche und durchaus nicht unehrfame Gewerbe eines Haiduken, und hatte es verstanden, den Namen Wutschko Pawlowitsch auf zwanzig Meilen weit im Umkreise zu Furcht und Ansehen zu bringen.

Daß ihn keine Kugel treffen könne und die gesammte Heeresmacht des Sultans nicht hinreiche, ihn lebendig zu fangen, galt für ausgemacht. Thatsache wenigstens ist, daß der Pascha von Travnik, nachdem er zu wiederholten malen die zahlreichsten Streifzüge gegen ihn ausgerüstet, ohne daß diese, wie sich Athanassje Pawlowitsch

ausdrückt, auch nur eines Knopfes von seiner Jacke habhaft zu werden vermochten, ihn zu sich in sein Serail berief, ihn nöthigte, sich auf einem Polster zu seiner Rechten niederzulassen, zuerst mit Tabak und Kaffee bewirthete, und dann befragte, was er ihm wol geben müßte, wenn er davon ablassen wollte, die gesammte Türkenschaft in seinem Paschalik in ewige Angst und Besorgniß zu versetzen.

Was der alte Haidufe verlangte, ist nie bekannt geworden. Nur soviel hat man erfahren, daß der Pascha geäußert, wenn er ganz Bosnien, Herzegowina, Albanien, Macedonien und Rumelien verkaufen und dazu noch Konstantinopel, dann Mekka mitsammt Medina verpfänden wollte, wäre er nicht im Stande, das herbeizuschaffen, was Wutschko Pawlowitsch für das Aufgeben seines Haidufenthums verlange, und daß er ihn aus seinem Serail und aus Travnik entließ, ohne daß es ein Türke auch nur gewagt hätte, ihm den Schatten eines Turbans in den Weg zu legen, geschweige ihm ein Haar zu krümmen.

Das Einzige, was ausgemacht worden, war,

daß Wutschko Pawlowitsch versprach, die Geheimnisse seiner Haidukenkunst und namentlich seiner Unverletzlichkeit und Unnahbarkeit auf Niemanden zu übertragen, dafür aber das Recht besitzen sollte, für sich sowol als seine Nachkommen auf ewige Zeiten vor einem Muselmanne, wenn dieser zu Pferde einherkäme, und selbst wenn es der Pascha wäre, die Waffen nicht verbergen und vom Rosse nicht absteigen zu müssen, sowie auch daß allen seinen Erben und Nachkommen für ewige Zeiten der besondere Schutz des Pascha und unbedingte Unverletzlichkeit zugesichert wurde.

Allein die Verheißungen eines türkischen Pascha, meint Athanassje Pawlowitsch, seien zu allen Zeiten gerade so unverbrüchlich gewesen, wie Schiffstau, die Jemand aus den weißen Fäden des Altwiebersommers drehen wollte, haltbar.

Wenige Wochen später, als Wutschko Pawlowitsch hinauszog, um einen alten Freund, der in Zengg wohnte, heimzusuchen, und in argloser Unbesorgtheit Weib und Kinder zurückließ, habe der treulose Pascha die gute Gelegenheit abge-

paßt, sei mit einer namhaften Anzahl von Momen (bewaffneten Dienern) ins Dorf gekommen, und habe alle Anstalten getroffen, Wutschko Pawlowitschens Haus zu umzingeln, offenbar in der Absicht, es auszuplündern, Wutschko's Weib und Kinder zu Gefangenen zu machen, und Dach und Fach dann in Flammen zu stecken. An eine Gegenwehr sei in Wutschko's Abwesenheit nicht zu denken gewesen; das einzige Heil nur schleunige Flucht. So habe man denn in Eile zusammengerafft, was man zusammenzuraffen vermochte, und sich eben angeschickt Haus und Hof zu verlassen, als die Waffen der Momen schon rings um das Haus erblickten, und der Pascha von seinen Leibgawaffen begleitet in die Stube drang.

Vergebens war's, ihn an seine Verheißungen zu erinnern. Wenn ein Pascha sich an etwas nicht erinnern will, so sind alle Mächte der Erde nicht im Stande, seinem Gedächtnisse auf die Beine zu helfen, viel weniger die Thränen eines wehrlosen, von einem Haufen geängstigter Kinder umrungenen Weibes. Wenn ihn etwas zu rühren vermocht hätte, so wäre es die Jugend und

Schönheit einer der Vatersschwwestern Athanassie's gewesen. Wenigstens war sie es, deren er sich vor allem Andern bemächtigte. Doch habe dies nur dazu beigetragen, das Wehklagen der armen Mutter zu vermehren und die Rajah des ganzen Dorfes in Aufruhr zu versetzen, die denn auch sogleich mit Keulen, Aerten und Flinten bewaffnet zur Hülfe herbeieilten. Während des Handgemenges, daß sich da entspann, sei es der muthigen Mutter gelungen, ihre Verwandte den Gewaffen zu entreißen und mit ihr zu entkommen. Die übrigen Kinder, im Tumulte unbeachtet, folgten ihr.

In einem nahen Bergwalde fand man sich zusammen, doch nur um von ferne das ganze Dorf in Flammen aufgehen und die Türken mit reicher Beute und zahlreichen Gefangenen abziehen zu sehen.

An eine Rückkehr war unter solchen Umständen ohnehin nicht zu denken. Was jedoch die Lage verschlimmerte, war, daß bei dem unglückseligen Ereignisse zwei Gawaffen unter Christenhand ihr Leben gelassen. Die furchtbarste Rache stand zu gewärtigen. Hülflos und rathlos, wie

sie gewesen, habe denn die unglückliche Mutter beschlossen, über die Una zu gehen und auf östreichischem Boden Schutz und Obdach zu suchen.

Ein Grenzerhaus im hohen Gebirge der Lika nahm sie auf und gewährte ihr und den Ihrigen gastliche Unterkunft. Die gute Pflege, die sie hier fand, habe sie nur dem weitberühmten Namen Wutschko Pawlowitsch zu verdanken gehabt; denn die armen Likaner, ihre Wirthe, wären selbst allen und jeden Behelfes so bar gewesen, daß sie ihr eigenes Dasein nur mit genauer Mühe zu fristen vermochten. Doch ging ihre Theilnahme soweit, daß sie selbst von Zeit zu Zeit, ohne irgend ein Aufsehen zu erregen, sich nach Bosnien hinüberschlichen, um womöglich einige Kundschaft einzuziehen, was es denn mit Wutschko Pawlowitsch sei.

Wochen und Monate vergingen, ohne daß man etwas zu erfahren vermochte. Endlich hieß es, der Pascha von Travnik sei eines hellen Mittags von einem Haiduken mitten in seinem Divan erdroffelt worden, ohne daß Jemand den Muth gehabt hätte, den Thäter von seinem Vor-

haben abzuhalten, oder sich gar nachher seiner zu bemächtigen. Alles habe gezittert bei seinem Anblicke, hieß es, wie die Föhren des Hochgebirgs, wenn der Sturm durch ihre Stämme schreitet.

Das konnte Niemand anderes als Wutschko Pawlowitsch gewesen sein, sprachen die Likaner, als sie die Nachricht heimbrachten.

Drei Tage darauf hieß es in der That, Wutschko Pawlowitsch sei in der Lika gesehen worden, und ehe weitere drei Tage vergingen, bewies sein plötzliches Erscheinen im gastlichen Grenzerhause, daß man sich nicht geirrt.

Einmal auf österreichischem Boden, habe Wutschko das wüste Haidukenleben aufgegeben, sich in der Lika angeseßelt, und sei dadurch für sich und die Seinen in den sogenannten Grenzverband getreten, das heißt für alle Zeiten die Verpflichtung eingegangen, daß alle waffenfähigen Männer seines Hauses, so lange sie die Waffen zu führen im Stande, und so oft und wo es der Kaiser, als Herr des Landes, verlangen würde, Kriegsdienst leisten würden.

Wutschko selbst diente nie. Seine drei Söhne aber dienten Alle, und Athanassje's Vater na-

mentlich machte fast den ganzen Napoleon'schen Krieg mit, und war seiner Zeit nicht wenig stolz darauf, vom Marschall „Marmundija“ — Marmont — seiner Tapferkeit wegen ein paar mal auf die Schulter geklopft worden zu sein.

Athanassje war sein einziger Sohn, und da seine beiden Oheime, der eine in Italien, der andere am Rhein gefallen waren, der einzige Erbe und somit das Haupt des Hauses Pawlowitsch, das früher schon durch seinen Sohn, nun aber auch durch ihn zur hohen Ehre gelangte, ein Offiziershaus zu sein, dadurch aber auch zugleich aus dem Grenzverbände schied; denn wer es einmal vom gemeinen Grenzer bis zum Offizier gebracht, wer somit „Cavalier“ geworden, der tritt schon allein durch diese Thatsache für sich und seine Kinder aus der Reihe der Mannschaft heraus und die Verpflichtungen des Grenzerhauses hören für ihn und seine Familie für alle Zeiten auf.

Athanassje's eigenes Leben bietet von dem irgend eines andern Grenzers wenig Verschiedenes.

Mit zwölf Jahren war er in die thurner

Schule getreten, und hatte sich da, wie hundert Andere, eine schöne Schrift, und wie alle Andere jene eigenthümliche, schlechtaccentuirte deutsche Aussprache angeeignet, die den Grenzer, und trüge er selbst den Generalsrock, immer noch kenntlich macht. Er hatte da ebenso „Filoosof“, „Mo=naate“, „ich habe ihm gesaget“ und „er hat ihn gesuchet“ sprechen gelernt, wie man es vom Duarnero bis tief nach Slavonien hinein spricht, wo die deutsche Aussprache in Folge der häufigern deutschen Anstiedelungen, wol auch der nähern Berührung mit der jedenfalls bessern deutschen Aussprache der Magyaren, eine bessere zu werden beginnt.

Die deutsche Sprache muß jeder Grenzer kennen, der es auch nur um ein wollenes Sternchen über den Gemeinen hinaus bringen will. Sie ist die Sprache des Commandos, die Sprache des Dienstes, die Sprache der gesammten Verwaltung, und deshalb an den Schulen der einzelnen Compagnien sowol als der Regimenten die Unterrichtssprache.

Die Einrichtung dieser Schulen ist eine lediglich auf die Erziehung der männlichen Grenzfinder

zu tüchtigen Soldaten abgesehene, und auch in mancher Beziehung diesem Zwecke vollkommen entsprechend. Im Allgemeinen ist sie etwa die der Volks- und sogenannten Normalschulen im übrigen Oestreich; an den Regimentsinstituten, wie z. B. in Thurn, wol auch die der bessern Bürgerschulen; und man kann nicht leugnen, daß ihr einzelne Grenzer, und zwar oft gerade in den untersten Schichten, einen gewissen Grad von Ausbildung und manche nützliche Fertigkeit verdanken, die oft überrascht. Vor allem Andern aber wird darin auf jene Geschicklichkeiten und Kenntnisse eine besondere Sorgfalt verwendet, die dem künftigen Soldaten und namentlich Unteroffizier von Nutzen sein können. Dahin gehört zunächst eine schöne, correcte, schnelle und deutliche Handschrift. Nicht leicht findet man in irgend einem Lande so viele tüchtige Schreiber als in der Militärgrenze; nicht leicht irgendwo in den Kanzleien so viel schön geschriebene und in bester Ordnung gehaltene Aktensammlungen als eben wieder in der Grenze. Will der junge Grenzer seinen Vorgesetzten empfohlen sein, so kann er dies zuvörderst nur durch eine schöne

Schrift bewirken. Hat er sich diese zu eigen gemacht, so hat er Aussicht zuerst in der Compagniekanzlei als Compagnieschreiber verwendet zu werden, was freilich eines der am wenigsten glänzenden Loose ist, dem jungen Soldaten aber, namentlich wenn er nur irgend welche Fähigkeiten beweist, wenn auch oft nach jahrelangem Ausdauern, doch einmal die Bahn zum Vorwärtskommen öffnet.

Auch Athanassje Pawlowitsch war eine zeitlang Compagnieschreiber gewesen, und hat als solcher in einem Zeitraume von zehn Jahren es vom Gemeinen zum Befreiten und vom Befreiten zum Corporal gebracht, eine Schnelligkeit des Avancements, wie sie in Friedenszeiten ebenso sehr Staunen als Neid erregen mußte. Nachdem er zehn Jahre lang den Corporalstab getragen, brachte er es sogar zum Feldwebel, und nach zehnjährigem Feldwebelstande zum Offizier — eine Carrière, die gewiß nicht ermangeln wird, die Schüler von Thurn auf jahrelang hinaus anzueifern, sich einer guten Handschrift zu befleißigen.

Für die eigenthümliche Natur der ganzen

Verwaltung der Militärgrenzgebiete sind die erwähnten Schulen von großer Wichtigkeit.

Es liegt im Wesen eines Landes, das seiner Bestimmung nach eigentlich nur ein Land voll Soldaten, eine Art permanenten Kriegslagers oder Cantonnements ist, daß es durchaus militärisch organisirt sei. So sehen wir denn auch das gesammte Militärgrenzland im österreichischen Staate eine besondere Stellung einnehmen, indem es, mit nur geringen Ausnahmen, fast in jedem Anbetracht seinen besondern Gesetzen unterworfen ist. So z. B. war ehemals die oberste Behörde, unter welcher es stand, der sogenannte Hofkriegsrath, in welchem sich alle Zweige der Verwaltung vereinigten, später das Kriegsministerium, und ist es nun, seit Aufhebung des letztern, das Armees-Obercommando zu Wien, welchem bekanntlich der Kaiser selbst vorsteht. Unter diesem, etwa den Statthaltern in den übrigen Kronländern entsprechend, nur mit einer ungleich ausgedehntern Macht, fungiren die beiden Generalcommandirenden zu Agram und Temesvár, der eine für Kroatien und Slavonien, der andere für das Banat, als oberste Landesbehörden. Statt in Kreise ist

das Land in Regimenter eingetheilt, in deren Hauptorten, Stabsorte genannt, der Stab mit dem Obersten an der Spitze seinen Sitz hat, der etwa dem Kreispräsidenten entspricht, nur daß er in seiner Person nicht nur das militärische Commando des Regiments, sondern auch die Ausübung der gesammten Verwaltung und Justiz, das Recht über Leben und Tod mitinbegriffen, vereinigt. Den kleinern Bezirken entsprechen die Compagnien, in denen die Hauptleute die obersten Handhaber der Ordnung sind.

Diese Einrichtung, die noch sonstigen eigenthümlichen Landesverhältnisse mit eingerechnet, machte es fast unabweislich, daß das gesammte Verwaltungspersonal, wenigstens das untergeordnete, aus der Mitte der Grenzer selbst genommen sei. Denn um hier seinen Platz auszufüllen, muß man nothwendigerweise mit allen diesen Eigenthümlichkeiten vertraut, in der soldatischen Weltanschauung sozusagen aufgewachsen sein. Und die Pflanzschulen für dieses Personal sind eben wieder nur die Compagnie- und Regimentschulen. Nur die Justiz, welche hier nach den Kriegsartikeln gehandhabt wird, holt ihre Ver-

treter größtentheils aus andern Ländern, da sie in den Händen von Auditoren liegt, und diese ihre Studien an Universitäten zurückgelegt haben müssen.

Befähigtere Schüler beziehen ihrer weitem Ausbildung wegen, nachdem sie die Regimentschule absolvirt, wenn sie nicht als Unteroffiziere oder Cadetten ins Regiment treten, die Verwaltungsschule zu Graz, welche sich eigens mit der Verwaltungslehre der Grenze befaßt, und machen dann ihren Weg als Verwaltungsleutenants, Verwaltungsoberleutenants u. s. w., können Feldkriegscommissäre werden, werden den Centralbehörden zugetheilt, und können, wenn sie wollen, jeden Augenblick zur combattanten Armee übertreten, um darin ihre Carrière weiter zu machen.

Andere, wie z. B. der Sohn unseres Athanassje Pawlowitsch, treten aus der Regimentschule sogleich in den Heeresdienst, und können, wenn Glück und Zeitverhältnisse ihnen gewogen sind, es oft in kurzer Frist ziemlich weit bringen — wie dies eben bei Athanassje's Sohne der Fall gewesen.

Alles dies theilt uns Athanassje Pawlowitsch

in seiner Gesprächigkeit mit, während rechts und links Wiesen und Felder, Waldungen und kleine Grenzortschaften an uns vorüberschwinden, und wir nehmen es zur belehrenden Kenntniß und Vorbereitung für Das, was wir weiter sehen und erfahren sollen, wenn es auch keineswegs darauf Anspruch machen kann, uns über alles Das zu unterrichten, was wir gern von ihm erfahren hätten.

Uns fällt aber ein, daß Athanassje Pawlowitsch im Verlaufe seiner Mittheilungen einmal einen Namen fallen gelassen, der erst kürzlich während der montenegrinischen Kämpfe unter den bedeutendsten genannt worden, und dem gleich wieder in der unmittelbarsten Gegenwart eine der hervorragendsten Rollen zugetheilt ist. Es ist der Omer Pascha's, und wir wollen sehen, was wir über diese jedenfalls denkwürdigen Persönlichkeit von ihm zu erfahren im Stande sind.

Omer Pascha ist einer von denjenigen Jugendgenossen Athanassje's, auf welche er am lebhaftesten sich zurückzuerinnern vermag. Noch steht er ihn vor sich, wie er im ärmlichen Röckchen, ein Soldatenkämpchen mit der anspruchlosen Zier

einer gelben Wollschnur auf dem Kopfe, auf den Feldern um Thurn herumstreicht, am liebsten allein, Niemandes Gesellschaft suchend. Noch erinnert er sich des bleichbraunen, schwächtigen Jungen, der die Geduld hatte, oft stundenlang an ein paar schönen Fracturbuchstaben zu schnörkeln, und den die Lehrer allen andern Schülern als eine Art lebender Schriftenmusterkarte zur Beispielnahme empfehlen. Er erinnert sich aber auch, daß der junge Lataş es wie keiner seiner Mitschüler verstanden habe, sich in Alles und Jedes mit einer oft riesenhaften Selbstverleugnung zu fügen und durch diese Fügung und Untergebenheit Vortheile zu erringen, die manchem seiner Kameraden oft zu nicht geringem Nachtheile gezeigten.

Besondere Talente will er an dem künftigen Seraskier nicht wahrgenommen haben. Vielmehr behauptet er, daß ihm Manches, was vielen Andern leicht ward, unendliche Mühe gekostet habe. Doch fehlte es ihm nicht an Ausdauer, sowie diese letztere, verbunden mit einer gewissen Schlaueit und Zuversicht, ihn überhaupt vor Vielen kennzeichnete. Indes soll die Lust, Pascha zu

werden, sich bei ihm frühzeitig und zu wiederholten malen ausgesprochen haben. Eine gewisse Härte des Charakters, mit der er zu spielen und vorkommenden Falles seine Kameraden zu behandeln pflegte, hätte es vielleicht schon damals merken lassen können, daß es ihm mit dieser Lust ernster sei, als man es hätte ahnen sollen, oder als er selbst vielleicht sich dessen bewußt war.

Für Auszeichnung und Lob war der künftige Omer nicht unempfindlich. Doch glaubt Athanassje Pawlowitsch der durch Zeitungen und Biographien verbreiteten Ansicht, als hätte unermesslicher Ehrgeiz oder Kränkung wegen unverdienter Zurücksetzung im Avancement den nachmals bei der Verwaltung Angestellten dazu bewogen, sich nach der Türkei zu wenden, als besser unterrichtet unbedingt widersprechen zu müssen. Vielmehr, meint er, habe den ersten Anlaß hierzu ein Vorfall gegeben, der den jungen Lataş mit der Verwaltungsbehörde in einen Conflict brachte, welcher nur durch einen richterlichen Spruch hätte ausgetragen werden können. Diesem auszuweichen, und mit dem Gedanken

Pascha zu werden längst vertraut, habe er seinen Weg nach Bosnien genommen.

Wir wollen hier nur gleich bemerken, daß Vieles von dem, was uns Athanassje Pawlowitsch über seinen einstigen Schulkameraden mittheilt, mit Manchem zusammenstimmt, was wir von andern Personen, die Gelegenheit hatten, mit Lataš und später mit Omer Bey und Omer Pascha in Berührung zu kommen, erfuhren. Omer Pascha steht mit manchen seiner frühern Freunde und Bekannten immer noch in freundlichen und sogar brieflichen Beziehungen, und trotzdem sie fast Alle die Schattenseiten seines Charakters nicht beschönigen mögen, gibt es doch Viele, die von ihm sogar nur mit Begeisterung sprechen. Sie fanden, wo immer sie mit ihm zusammenkamen, stets die freundlichste Aufnahme, ihn selbst zuvorkommend, leutselig, fein. Nur als Diener seines Herrn, des Sultans, ist er unbittlich streng, ja hart, und es muß einer Analyse seiner ganzen Vergangenheit vorbehalten bleiben, warum er diese seine Strenge und Härte gerade die christlichen Unterthanen seines Herrn oft eindringlicher als nöthig empfinden läßt. Wenn

er Fremden und alten Bekannten gegenüber gern Aufwand und Pracht entfaltet, so ist dies am Ende ein ebenso natürlicher als verzeihlicher Zug. Niemand, der auf so abentheuervollen Umwegen zu einer so merkwürdigen Höhe der Machtstellung gelangt ist, würde es sich versagen können, Jenen gegenüber, die wissen wer er war, zu zeigen, wer er ist. Eine seltene Klugheit sprechen ihm Alle zu, die nur einmal mit ihm verkehrt. Bei aller Zuverlässigkeit bleibt er stets verschlossen und verräth über Das, was er denkt und will, keine Silbe. Ob diese Klugheit, die unstreitig allein ihm eine so ungewöhnliche Stellung und einen so außerordentlichen Einfluß erringen halfen, ihm auch den Ruhm eines großen Feldherrn erwerben werde: darüber zu entscheiden, vermögen seine Freunde ebenso wenig, wie seine Gegner. Das bleibt allein der Geschichte der unmittelbarsten Gegenwart vorbehalten.

III.

Ein Stabkorf. — Der alte Herr. — Das Fräulein um ihn. — Die Frau Oberstleutnantin.

Die Unterhaltung, die der Kosselenker auf dem Bunde Heu vor uns mit seinen Gäulen pflegt, wird mit einem mal lauter und scheint sich einem neuen Gegenstande zuwenden zu wollen.

„Heda, Selenka!“ ruft er; „nicht wahr, das ist dir recht, wenn ich dir eine Meile Wegs erspare, und wenn es so über weiches Gras und braunen Grund hingehet, anstatt über die holperigen Steine der kaiserlichen Straße? Nun aber ist's aus damit! Es kann nicht alleweil Feldweg sein! Jetzt mußt du auf die Straße hinaus — ich kann dir nicht helfen!“

Wir gelangen an einen Graben, über den

wir hinweg müssen, um wieder auf die Heerstraße, von der wir zu Felde ein gutes Stück abgesehen, einzulenken.

Selenka, an den bequemen Haidetrott gewöhnt, nimmt Anstand, dem liebgewonnenen Terrain Lebewohl zu sagen; und auch der Wallach macht Miene, als wäre er nichts weniger als geneigt, auf die Zumuthungen seines Herrn und Lenkers einzugehen.

„Daß dich der Teufel erschlage!“ versucht dieser ihn von der unabweislichen Nothwendigkeit zu belehren, indem er ihm mit dem Peitschenstock auf das Fell losschlägt, als stände dieses mit seinen Rippen in keinem empfindlichen Zusammenhange mehr. „Hallunke! Schuft! Beutelschneider! Süffling! Willst du hinüber oder nicht? Sind deine Hufe von Glas, daß du dich fürchtest? ... Na, Selenka!“ wendet er sich dann wieder an die Stute, die verdrießlich an der Deichsel zurückzerrt. „Vorwärts, Liebchen! Nur immer zu, Schwesterchen! Oder willst du da übernachten? Siehst du nicht dort die Thürme? In einer halben Stunde ist's überstanden!“

Diese letztere Bertröstung scheint zu wirken. Selenka rafft sich auf, geht in den Graben, der Wallach folgt ihrem Beispiele, und einige Kraftstellen aus dem Conversationsvorrathe des Rosselkners bringen es dahin, daß wir uns endlich auf der Chauffée befinden.

Der Mann auf dem Heubündel hat Recht gehabt. Nur noch durch ein Wäldchen, nur noch an einem „einschichtigen“ Wirthshause vorbei, nur noch über eine Brücke, die sich durch ihre beiden Farben bereits als Staatsgut legitimirt, und wir halten unsern Einzug im Stabsorte des Regiments, dessen jüngster Lieutenant zu sein unser Freund Athanassje Pawlowitsch die Ehre hat, und erfahren gleich bei dem ersten Wachtposten, an welchem wir vorbei müssen, die Wirkung der goldenen Säbelquaste, die Athanassje Pawlowitsch auf seinen Knien wiegt: man präsentirt, indem wir vorbeierollen, das Gewehr, zu Athanassje's nicht geringer Befriedigung und unserer innigen Theilnahme an seinem Glücke.

Wie ist es viel, ein Menschenherz beglücken;
Wie wenig brauch't's, es innerst zu entzücken! —

Es ist bereits Abends.

Auf den fernen Ranten der krainerischen Gebirge drüben liegt der verglimmende Tag in seinen letzten rothen Streifen. Die lieblichste Dämmerung hängt in den Lüften. Athanassje Pawlowitsch, der anfangs entschlossen war, sich in dem Stabsorte nur so lange aufzuhalten, als nöthig, um den Säulen, die ihn im Triumphzuge in seinem Heimatsorte einführen sollten, eine restaurirende Rast zu gewähren, ändert seinen Vorsatz in sehr löblicher Weise dahin, die Nacht hier zuzubringen, den morgigen Tag dazu zu benutzen, um im Atelier des Regimentschneiders eine vorschriftmäßige, vollständige Offiziersgarderobe zu bestellen, und den hohen und höchsten Autoritäten des Regiments seine pflichtschuldige Aufwartung zu machen. Dann erst, als vollständig equipirten und bereits allenthalben offiziell sich präsentirt habenden Offizier sollte ihn seine Heimat wiedersehen.

Wir unsererseits treten diesem Vorsatz gern bei, denn er läßt uns Zeit gewinnen, uns mit Dem, was ein Stabsort ist, ein wenig näher vertraut zu machen.

Der Stabsort nun, in dessen Mitte wir uns befinden und jedenfalls den vornehmsten, weil

einzigem Gasthof bezogen haben, würde, wenn er nicht eben ein Stabsort wäre, unbedingt ein ganz gewöhnliches Dorf genannt werden müssen, sowol was Umfang als Ansehen betrifft. Der größte Theil der Häuser ist aus Holz aufgerüstet, selten mehr als ebenerdig, und hängt fast nirgend zu einer Fronte zusammen, von der man sagen könnte, daß sie eine Art Straße bilde. Doch gilt dies nur von den Wohnhäusern der sogenannten Communalbürgerschaft. Denn wir dürfen nicht vergessen hervorzuheben, daß der Ort zugleich eine Grenzcommune ist, das heißt eine Art Stadt oder Städtchen, dessen Einwohner das Recht haben, Handel und Gewerbe zu betreiben, von der Verpflichtung, Kriegsdienste in Weise der übrigen Grenzer zu leisten, ausgenommen sind, und eine Art eigener Communalverwaltung haben, an deren Spitze als Bürgermeister ein pensionirter Hauptmann steht. Dergleichen Communen gibt es in der Grenze mehre, und darunter manche sehr bedeutende, wie z. B. Semlin, Weißkirchen, Bantschewo und andere. Die Einwohner derselben sind fast durchgehends wohlhabend, ja oft reich, weil Gewerbe und Handel des ganz-

zen Landes meist ausschließlich in ihren Händen liegen.

Eine vortheilhaft auffallende Ausnahme von diesen hölzernen Häusern machen diejenigen, die auf Kosten des Alerars erbaut sind, die öffentlichen, die Staatsgebäude.

Unser, wie jeder andere Stabsort zählt ihrer ziemlich viele, und sie allein sind es, die die Würde des Ortes einigermaßen rechtfertigen. Sie sind durchgehends aus Stein, ein bis zwei Stockwerke hoch, umfangreich, von jener eigenthümlichen Bauart, der man die militärische Bestimmung sogleich ansieht, und schließen einen geräumigen viereckigen Platz ein, der sorgfältig geebnet ist, und gleichsam das Forum des ganzen Regiments bildet, auf welchem dieses seine Aufstellungen nimmt, seine Musterungen, seine Kirchenfeste, seine Jahrmärkte abhält, die Befehle und Kundmachungen anhört, kurz sein ganzes öffentliches Leben lebt.

Gleich an unsern Gasthof — das einzige Privathaus, welches sich auf diesem Platze vorfindet, — stößt ein langes, zwei Stock hohes Gebäude, in dessen ebenerdigen Räumen sich die

Verwaltungskanzleien befinden, während die obern Stockwerke theilweise den hierzu gehörigen Beamten, theilweise Stabsoffizieren zur Wohnung dienen. Es bildet allein eine ganze Fronte des Platzes.

Rechts davon, einige Schritte weiter, erhebt sich ein hellgetünchtes, durchaus mit grünen Façaden versehenes Haus, davor eine Anzahl in leinene Kittel gekleideter Grenzer an einer Barrière lehnt, indeß ein Schütze mit Stutzen und aufgepflanztem Haubajonnet als Wache auf- und abschreitet, und vor dessen Eingange Offiziere und Unteroffiziere in kleinern und größern Gruppen plaudernd beisammen stehen. Es ist dies die Residenz des Herrn des Regiments, des Obersten, und zugleich die Hauptwache.

Unmittelbar daran, und mit ihm eine zweite Fronte des Platzes bildend, erhebt sich die Schule und die Kirche im Schatten einiger buschigen Linden.

Als das vorzüglichste Gebäude der dritten Fronte fällt uns das Regimentsmagazin auf, an welches sich an einer Seite das Regimentsstockhaus, vom Pflaster bis zum Giebel hinauf ver-

gittert und verkettet und ringsum von Posten bewacht, und an der andern Seite das Regimentsfrankenhaus anschließt.

Unstreitig das schönste Gebäude des Ortes ist jenes, welches die vierte Fronte bildet. Es ist zum Unterschiede von allen andern mit einem gewissen Aufwande von Pracht erbaut und hat sogar zu beiden Seiten etwas von kleinen Gartenanlagen. Dies ist das „Generalathaus“, wie es genannt wird. Die Regimentsbäckerei mit den Verpflegsmagazinen hinter demselben bilden dazu einen eben nicht unhübschen Hintergrund.

In diesem Hause wohnt der „alte Herr“, der Brigadier und Gebieter über zwei Regimenter, der mächtigste und einflussreichste Mann auf viele Meilen in der Runde, der Inbegriff aller Furcht und Hoffnung einer Bevölkerung, die an Zahl jener der Unterthanen manches deutschen Souveräns gleichkommt.

Es ist dies, wie wir erfahren, ein schweigsamer, zurückgezogener Mann, hoch in den Siebenzigen, der mit Niemandem umgeht und daher auch keine andern Besuche annimmt, als die der rapportirenden und sich präsentirenden Offiziere,

noch nie — außer in Uniform — ohne seinen Bambusstock gesehen worden, und alle Tage um dieselbe Stunde in Begleitung seines Adjutanten — ganz wie ein kleiner Souverän — spazieren geht. In all den zwanzig Zimmern, von welchen die Sage spricht, daß sie ihm in dem erwähnten Hause zu Gebote stehen — denn wie die unzugänglichen Schlösser der Fürsten anderwärts, so ist hier zu Lande das unzugängliche Generalat für die ganze Bevölkerung ein Gegenstand heiligen Schauers, geheimnißvoller Sagen und überschwänglicher Einbildungskraft — wohnt außer ihm und einem nicht mehr sehr jungen Fräulein, eine unbedeutende Dienerschaft ausgenommen, keine lebendige Seele.

Dieses Fräulein soll nach Einigen seine Nichte, nach Andern seine Enkelin, und nach noch Andern ein ihm in gar keinem Grade verwandtes Wesen sein, das der alte Herr, um in der Einsamkeit seiner alten Tage doch irgend eine pflegende Umgebung zu haben, vor beiläufig zwanzig Jahren, als er noch Stabsoffizier war, zu sich genommen. Dessen sich schloßen sich die meisten Stimmen einer der beiden erstern Ansichten an;

heimlich und im Vertrauen wird die letztere als die einzige und unbedingt richtige, und der Sachverhalt, soweit er bekannt geworden, beiläufig als folgender angenommen.

Der alte Herr nämlich soll in seinen jungen Jahren ein ebenso eifriger österreichischer Patriot, als für die Macht der französischen Schönheit und Geselligkeit nicht unempfindlich gewesen sein.

Als nun die Franzosen im Jahre 1809 Illyrien, Dalmatien, die Militärgrenze und Kroatien bis an die Save besetzten und zur französischen Provinz umgestalteten, legten sie bekanntlich wenigstens die oberste Verwaltung dieser Provinz und die wichtigsten Aemter in die Hände französischer Beamten.

Die ungewöhnlich schöne Tochter eines solchen soll es nun gewesen sein, der sich die weniger patriotische Seite des Gemüthes des jungen Kroatenoffiziers zuwandte, und zwar nicht ohne das Glück erweiternder Zuneigung.

An eine Dauer der französischen Herrschaft in Kroatien glaubte indessen Niemand und am allerwenigsten er mit Ernst. Als daher der Be-

fehl Napoleon's eintraf, der die kroatischen Regimenter zur französischen Armee berief, kamen die Liebenden überein, daß der junge Patriot bei der nächsten besten Gelegenheit auf die österreichische Seite übergehen, die junge Dame aber, sobald die französische Verwaltung Kroatien räumen oder ihr Vater aus diesem Lande abberufen werden würde, sich entweder in den Schuß eines verlässlichen Grenzerhauses, oder wenn sich dieses nicht ausführen ließe, in Begleitung einer vertrauten Offizierswitwe hinüber in die Türkei flüchten sollte.

Kroatien kehrte bald darauf wirklich an Oestreich zurück. Die französischen Beamten zogen ab, und die junge Dame wandte sich, während ihre Aeltern sich zur Abreise nach Paris anschickten, eines schönen Morgens heimlich nach der Türkei.

Wie lange sie hier das Andenken an den Geliebten treulich bewahrte, darüber läßt sich nichts bestimmen. Thatsache ist nur, daß sie sich nach dem Verlaufe von beiläufig einem Jahre, vielleicht weil sie aller und jeder Nachricht von ihm entbehrte, wiewol sie ihm in verabredeter

Weise ihren Aufenthalt bekannt gegeben, vielleicht auch weil sie ihn mit all den übrigen Tausenden auf dem Felde der Ehre für gefallen hielt, desselben für entbunden erachtete, und in dem Wechselfalle, entweder reuig zu den Ihrigen nach Paris zurückzukehren oder den glänzenden Anträgen des Pascha von Skutari, der sie kennen gelernt und in heißester Liebe für sie entbrannte, Gehör zu geben und in dem üppigen Loose einer mit allem Glanze umgebenen Favoritin Ersatz zu suchen, sich für das Letztere entschied.

Der Frieden von 1815 endlich führte den jungen Offizier in seine Heimat zurück.

Das Erste, was er that, war, die Geliebte an ihrer Zufluchtstätte aufzusuchen. Anstatt ihrer aber fand er hier die Kunde von Dem, was mittlerweile geschehen.

Er erwirkte einen Urlaub und eilte nach Skutari.

Was er bereits erfahren hatte, fand er hier bestätigt. Nur erfuhr er noch, daß ganz vor kurzem der Pascha den Gläubigen von Skutari durch hundert Kanonenschüsse die Geburt eines allerliebsten Töchterleins habe verkünden lassen,

mit welchem ihn seine geliebte Favoritin beschenkt.

Die treulose Geliebte wiederzusehen fiel ihm nicht ein. Eins aber stand in seiner Seele fest — um jeden Preis wollte er wenigstens eine Erinnerung an sie um sich haben — ihr Kind.

Vor der Hand natürlich war an die Ausführung dieses eigenthümlichen Vorhabens nicht zu denken, und ebenso wenig in der nächsten Zeit. Doch wenn auch zunächst Jahre vergingen, ohne daß es irgendwie möglich gewesen wäre, das kleine Paschatöchterlein an sich zu bringen, so gab der mittlerweile avancirte Offizier seinen Plan doch nicht auf, bis es ihm endlich durch Vermittelung von ein paar kühnen Bosniaken gelang, seine thüreröffnenden Goldstücke bis zu den Dienerinnen des innersten Serails gelangen zu lassen, und er eines schönen Morgens ein allerliebstes fünfjähriges Mädchen sich überbracht sah, in welchem er das Bild der einstigen Geliebten von Zug zu Zug wiedererkannte. Die kleine Türkin wurde nun eine kleine Christin, wurde in eine entfernte Hauptstadt zur Pflege und weitem Erziehung gegeben, bis er sie, nachdem sie zur

blühenden Jungfrau herangewachsen, zu sich nahm, um sich nie wieder von ihr zu trennen, und sie an seiner Seite ein stilles, zurückgezogenes, ihm allein gewidmetes Dasein verblühen zu lassen.

Auch sie steht man nur selten. Mit der Pflege der kleinen Hausgärten und ihres schweigsamen Pflegevaters, mit Musik und Lectüre bringt sie ihr geheimnißvolles, märchenhaftes Leben hin. —

Ueberhaupt scheint die Besetzung Kroatiens durch die Franzosen, so kurze Zeit sie auch gewährt haben mag, zahlreichere Eindrücke und tiefergreifende Erinnerungen, namentlich in der Hauschronik mancher kroatischen Familie zurückgelassen zu haben, als man für den ersten Augenblick glauben sollte oder überhaupt je bekannt geworden. Nicht die Kreuze der Ehrenlegion, die heute noch an der Brust manches Grenzoffiziers prangen, sind das Einzige, das an jene halb abenteuerliche Zeit mahnt; auch manche Familie bewahrt noch aus jenen Tagen her ihr Kreuzlein auf, ohne eben Grund zu haben, damit zu prunken.

Wir können nicht umhin, uns bei dieser Gelegenheit einer Dame unserer eigenen Bekanntschaft zu erinnern, die nunmehr seit Jahren todt ist, deren Schicksal uns aber bezeichnend genug scheint, um dessen hier Erwähnung zu thun.

Es war dies eine ältliche Frau, nahe an den Sechzigern, aber immer noch stattlich und in ihren Zügen die Spuren einstiger ausnehmender Schönheit tragend, die in der Nähe einer kleinen Grenzstadt, in einem zwischen Wald und Bergen fast verloren gelegenen Hause in der vollkommensten Einsamkeit und Zurückgezogenheit lebte.

Bei Gelegenheit einer gefährlichen Erkrankung lernten wir sie kennen, besuchten sie dann öfter, und fanden in ihrer Gesellschaft bald den Ersatz für manchen geistigen Umgang, den wir auf unserm verlorenen Posten entbehren mußten.

Die Art und Weise, wie diese Frau wohnte, war ebenso eigenthümlich, als wie sie sich kleidete.

So geräumig auch das Haus war, so bewohnte sie darin doch nicht mehr als zwei Stuben. Die erste war eine Art weitläufigen hohen Saales, dessen einzige Einrichtung in einer Reihe

von niedrigen Sitzpolstern bestand, die rings an den Wänden angebracht waren, und aus einem Tische, auf dem ein großer Globus und rings um ihn her in Porzellangeschirren eine Auswahl seltener Blumen stand. Das daranstoßende Schlafgemach nahm ihr einfaches Lager ein, außer welchem sich da noch einige alte, abgeblichene Polsteressel, ein großer alter Schreibtisch und ein riesiger, mit den seltsamsten Büchern vollgepfropfter Bücherkasten befand. Alte geographische und astronomische Werke, Kriegsgeschichte und Hufeland's Makrobiotik, Fortificationslehre und Eckartshausen's Gebetbuch, verrufene Romane und die Bibel, Tiedge's Urania und Voltaire's Schriften standen daneben und durcheinander.

Sie selbst kleidete sich theilweise modern — d. i. nach der Mode längstvergangener Jahrzehnde, theils kroatisch, theils sogar türkisch. Ihr gewöhnlicher Anzug bestand in einem großblumigen Zigüberrock von Anno 181., darüber eine kroatische Frauenjacke und dazu aus einem turbanartig um den Kopf gewickelten Kaschmirtuche.

Ein altes, halblödes Kroatenweib war ihre

einzigste Umgebung und Bedienung. Diese besorgte den kleinen Hausbedarf, den Küchengarten, die Kuh, die Ziege und den Herd; indefs sie selbst ihre Blumen pflegte, im Walde umherirrte oder las.

An ihrer Wiege war es ihr nicht vorgesungen, daß sie dereinst ein solches Eremitenleben führen, so einsam und verlassen hier sterben sollte!

Sie war die Tochter eines reichen kroatischen Edelmanns aus dem sogenannten Provinziale, zur Zeit, da die Franzosen im Lande einrückten, eben jung und frisch emporgeblüht, und durch Schönheit sowol als Erziehung der Gegenstand vielseitiger Bewunderung.

Als der französische Marschall im Namen des Kaisers das eroberte Land bereiste, um die neue Organisation zu betreiben, wurde er, wie das Eroberern überhaupt geschieht, allenthalben mit Ehrenbezeugungen und Auszeichnung empfangen. Dies zu erwidern, zum Theil auch die Einflußreichern im Lande für die neue Ordnung der Dinge zu gewinnen, veranstaltete er in einer der Grenzstädte einen Ball; wie es denn über-

haupt französischer, und selbst heute noch nicht aufgegebener Usus der großen Nation ist, Krieg ebenso zu tanzen als zu fechten. Wenigstens war dies die Außenseite dieser dem kroatischen Volke erwiesenen Gegenachtsamkeit, das ostensible Motiv dieser Liebenswürdigkeit.

Ihren eigentlichen Kern bildete ein kleines Privatinteresse des Herrn Marschalls.

Er hatte bei Gelegenheit seiner Landesbereisung von dem schönen Kroatenkinde gehört; er hatte sie gesehen, gesprochen, sich gegen sie höchst freundlich benommen, und wünschte nun, da die Kriegsgereignisse ihm nicht Zeit ließen, die Sache mit Geduld und Muße zu betreiben, im Sturmschritte die weitem Consequenzen aus seinem ritterlichen Benehmen zu ziehen.

Auf dem Balle hoffte er dazu Gelegenheit zu finden.

Der Edelmann und seine Tochter wurden eingeladen, und erschienen.

Die versammelte Gesellschaft war in der That auserlesen. Alle Räume blitzten von Uniformen, Orden und gepuften Frauen. Alle Wände erstrahlten vom Wiederscheine tausend brennender

Kerzen in blendenden Spiegeln. Blumen, Duft, Drapperien, Sophas, Confitüren, Alles schien darauf eingerichtet, die Sinne gefangen zu nehmen, zu berauschen, zu betäuben.

Den Ball eröffnete der Marschall mit dem schönen Kroatenmädchen.

Während des ganzen Abends bewies ein ällicher Offizier dem schönen Kinde besonders viele Aufmerksamkeit, was sich die kleine Schöne auch gern gefallen ließ, da sie unter dem Schutze dieses Herrn überall herumkam, Alles sah, und, wofür sie wol auch gar nicht unempfindlich war, von Allen gesehen wurde.

Um Mitternacht sah sie sich an der Seite dieses Herrn, ohne etwas Arges zu ahnen, plötzlich in einem der entlegenern Gemächer, einem anmuthigen, nur matt erleuchteten Cabinet, wohin das Rauschen des Tanzes und der Musik nur mehr gedämpft und wie von ferne drang.

Der Marschall trat ein; eine kurze Unterhaltung; der älliche Offizier entfernte sich.

Ueber die Scene, die nun folgte, ging die Dame, so oft sie auch nachmals über ihre Schicksale sprach, mit Stillschweigen hinweg. Wir

glauben aber Grund zu haben anzunehmen, daß sie dies nicht nöthig hatte. Sie knüpfte erst da wieder an, wie sie entsezt und außer sich aus dem Cabinet und wie von allen Geistern der Hölle verfolgt in den Corridor stürzte, und sich mit aufgelöstem Kopfsuß und derangirter Toilette schamroth und weinend in die Arme ihres Vaters flüchtete.

Muffehen war keines erregt, der Ball nahm seinen ungestörten Fortgang.

Des andern Morgens aber begab sich der Edelmann zum Marschall und foderte Genugthuung.

„Je vois bien, que je vous en dois; vous en aurez!“ sprach der Marschall und läutete.

Ein Diener trat ein.

„Le capitain N...!“

Der Diener entfernte sich und Kapitän N..., ein junger Kroatenoffizier aus des Marschalls Suite trat ein.

„Monsieur le Colonel-lieutenant N...! On m'a dit, que vous êtes amoureux de la belle fille de ce monsieur là. Vous

l'épouserez — Monsieur le Colonel-lieutenant!“

Der plötzlich zum Oberstlieutenant avancirte Kapitän stuzte einen Augenblick, verstand, salutirte und ging.

Acht Tage darauf stand das schöne Kroatenmädchen an der Seite des „ausgezeichneter Verdienste wegen“ zum Oberstlieutenant ernannten Kapitäns vor dem Traualtar.

Nach vollzogener Trauung hob der Oberstlieutenant seine junge Gemahlin in einen Wagen, und rief dem Kutscher: „Fahr zu!“

Vor dem einsamen Hause zwischen den Wäldern und Bergen machte der Wagen erst wieder Halt.

„Frau Oberstlieutenantin!“ sprach hier der Oberstlieutenant, „dies Haus und diese Papiere sind das Hochzeitsangebinde, das uns Seine Excellenz zugebacht. Ich übergebe Ihnen beides, denn ich habe keinen Theil daran. Leben Sie wohl!“

Hierauf stieg er wieder in den Wagen und fuhr davon.

Sie sah ihn nie wieder. Die Papiere ent-

hielten ein kleines Vermögen in Staatsanweisungen.

Seit jenem Tage wohnte sie in dem Hause, einsam und zurückgezogen, und hat es nicht eher wieder verlassen, als bis man sie hinaustrug, um sie zu begraben.

IV.

Ein Markt in der Grenze, nebst Betrachtungen. — Die Frau
Offizierin. — Eine Art, Töchter an den Mann zu bringen. —
Blut statt Weizen und der Strick um Beides.

Athanassje Pawlowitsch ist früh auf den Beinen. Der Gefälligkeit einiger im Stabsorte wohnenden Kameraden verdankt er es, daß er, ehe noch der Regimentschneider dazu gekommen, ihm auch nur das Maß zu nehmen, im Stande ist in completer Uniform und vollkommen en plaine parade zuerst im Generalathause und dann bei den übrigen Autoritäten des Regiments seine gehorsamste Aufwartung zu machen.

Lassen wir ihn einer Pflicht nachgehen, in der für ihn das Glück eines ganzen Lebens, der Lohn

jahrzehndelanger Beschwerden und Mühseligkeiten zusammenstrahlt, und wenden wir unsere Aufmerksamkeit dem regen Treiben zu, das sich seit frühester Morgenstunde in unserm kleinen Stabsorte entwickelt!

Der Gasthof, in welchem wir wohnen, hat über Nacht einen so außerordentlichen Zuwachs an Gästen bekommen, daß er alle zu fassen gar nicht im Stande ist.

In den wenigen Zimmern, über welche verfügt werden kann, haben sich Offiziere aus benachbarten und fernen Stationen einquartirt, die mit ihren Säbeln ununterbrochen treppeauf und treppeab rasselnd. In der Schenkstube unten, in der Durchfahrt, auf den Treppen, auf dem Gange, ja selbst im Hofe und in den Ställen haben Trödler und Krämer aus Krain, aus Slavonien, aus Agram und Warasdin, Juden aus Papa und Kanischa ihr Absteigequartier genommen, die damit beschäftigt sind, ihre Kisten und Ballen auf den großen Platz hinauszuschleppen und aus diesem Anlasse alle Räume mit dem verworrensten Durcheinanderlärmern erfüllen.

Auf dem Platze selbst erheben sich, wie aus

dem Boden hervorgezaubert, zahlreiche Buden und Kramstätten, die sich in fast überstürzender Hast mit den buntesten Waaren füllen, und was nicht mehr Platz findet, breitet sich auf einer umgestürzten Kiste, auf einem Fasse, ja selbst auf der nackten Erde aus. Darunter treibt lärmend und schreiend, polternd und rasselnd ein Chaos von Karren, Wagen, Menschen, Pferden, Kindern, Böcken und Flügelvieh durcheinander, daß es sich, von der Höhe unsers Fensters aus gesehen, nicht anders ausnimmt, als sollte das Alles von irgend einer unsichtbaren Hand zu einem kolossalen Brei zusammengerührt werden.

Es ist heute Markt.

Daß wir diesen von Krämern und Handelsleuten aus allen Weltgegenden her so zahlreich besucht und so eifrig betrieben sehen, darf uns nicht Wunder nehmen. Die Märkte der Grenze waren von jeher, sowie überhaupt das ganze Grenzgebiet selbst, eine der ergiebigsten Quellen reichlichen Gewinns nicht nur für die handeltreibenden Bürger der sogenannten freien Militärcommunitäten, sondern auch für alle benachbarten, dem Grenzverbände nicht angehörigen

Städte und Ortschaften, und werden es trotz mancher zweckmäßigen Abänderung, die in der letzten Zeit in der Grenzverfassung vorgenommen worden, wol noch lange bleiben, da die militärischen Einrichtungen schon ihrer Natur nach nicht einmal den gewöhnlichen Gewerbefleiß, geschweige denn irgend eine lebhaftere, industrielle Bewegung aufkommen lassen.

Bis vor kurzem noch durfte ein Grenzer seinen Sohn nicht einmal ein Handwerk lernen lassen, ohne dazu die besondere Erlaubniß des Obersten oder gar des Generalcommandos eingeholt zu haben. Es beschränkte sich somit aller Erwerb in der Grenze lediglich auf das Erträgniß des Bodens, das mitunter kaum ausreichte, den nothdürftigsten Mundbedarf der Familie zu decken, geschweige denn ihre anderweitigen Bedürfnisse zu bestreiten. Wurde ja etwas über den Bedarf geerntet, so wanderte der Erlös dafür für all die andern Nothwendigkeiten, an deren Herbeischaffung eine gewerbliche Hand theilnehmen muß, aus dem Gebiete hinaus, ohne daß irgend ein Ersatz dafür wieder hereingekommen. Die gesammte Grenze war nichts als ein großer Con-

strument, ein ewiger Einkäufer, der immerwährend sein Baares hergibt, ohne irgendwie selbst etwas von außen activ zu erwerben. Die Stoffe zu seiner Montur, zu seinem Leinentittel mußte der Grenzer auswärts beziehen, meist auch wol auswärts verarbeiten lassen, und dieß aus dem Betrage seines Bodens bestreiten. Dasselbe galt von seinen Schuhen, von seinen Waffen, von seinen eisernen Werkzeugen und Geräthschaften, kurz von Allem, was Kunst, Industrie und Gewerbe voraussetzt.

Trug ihm der Boden gerade soviel, daß der Erlös nach Abzug Dessen, was im Hause verzehrt ward, zur Bestreitung der Abgaben und der von außen zu beziehenden Bedürfnisse ausreichte, so hatte der Grenzer eben sein Auskommen, ohne etwas zu erübrigen oder zuzusetzen. Zeigte sich jedoch, wie dies in den gebirgigen Strichen fast durchgehends der Fall ist, der Boden minder ergiebig, oder sandte der Himmel ein schlechtes Jahr, so waren Noth und Elend die natürlichen Folgen. Der arme Grenzer wurde dann seinem Nachbar, der nächstangrenzenden Compagnie, dem Kaiser, den Kaufleuten, den Communitäten, aller Welt schuldig, ohne Aussicht, bezahlen zu können.

Selbst der unabweislichste Lebensbedarf, der Bissen Brotes für den Tag, mußte ihm dann vom Aerar vorgestreckt werden. Waren dann die Jahre besser oder brachte er Beute heim aus der Feldschlacht, so mußte er das Geliehene zurück-
erstatteten. Folgten mehre Misjahre nacheinander oder gab es Ausmarsch, nach Italien z. B., um den widerspänstigen Geist der giovine gente niederzuhalten, oder gar Krieg, sodaß es zum Anbau des ohnehin nicht sehr ergiebigen Bodens an Händen fehlte, so war der Grenzer mit den Seinen tiefer als an den Bettelstab gesunken *).

So kam es denn, daß die Grenze von jeher für ein armes, ja, stellenweise bettelarmes Land gelten konnte, in welchem Geld zu den Seltenheiten gehörte, einmal weil es gar nicht zu erwerben war, und dann weil das wenige, was allenfalls aus dem Ueberfluß des Feldertrags oder der Viehzucht erspart wurde, gleich am nächsten

*) Nur die banatischen Grenzer machen eine Ausnahme. Der gesegnete Boden schützt sie vor allzu empfindlicher Dürftigkeit, und man kann in gewissen Gegenden sogar recht wohlhabende Leute unter ihnen finden.

Markttage in die Bude des Krämers für Schuhe, Linnen, Kosen, Nägel u. dergl. wanderte.

So war es vordem, und daß es noch nachdem so ist und wol noch lange bleiben wird, ehe infolge der jüngsten Erleichterungen einiger Gewerbsfleiß sich zu entwickeln im Stande sein wird, lehrt uns ein Blick auf den Markt, den wir eben unter unsern Augen abhalten sehen.

In buntem Gewühl und in den mannichfachsten Trachten treiben da die Männer und Weiber, die Burschen und Mädchen aus den benachbarten Regimentern durcheinander. Dort drängt sich ihrer ein ganzer Haufe um den Kram eines warasbinder Schusters, um die bis zur Unkenntlichkeit verbrauchten Dpanken (Bundschuhe) an ihren Füßen durch neue zu ersetzen. Wie das prüft, Oberleder und Unterleder betastet, biegt, kneipt, dehnt, um nur ja keinen übeln Kauf zu thun! Und wie das dann feilscht, überlegt, zehn mal fortgeht und wieder zurückkehrt, endlich, nachdem man Handels Eins geworden, die schweren kupfernen Geldstücke oder die schmutzigen, zerknitterten Münzscheine aus der hintersten Tiefe eines ledernen Geldbeutels hervorholt, sie aufzählt, dann

noch einmal durchzählt und dann zum Schlusse noch einmal überblickt, ob ja kein Zuviel unterlaufen, und nachdem der Krämer das Geld endlich eingesteckt, größerer Sicherheit halber die Schuhe noch einmal von Hand zu Hand durchprüfen läßt! Ja, wer kein leichtes Geld hat, der kauft all sein Lebtag schwer!

Dort wieder scheint eine ganze Familie ausgezogen, um einen Leibgurt zu erhandeln. Jeder Einzelne probirt ihn, jeder Einzelne besichtigt ihn von innen und von außen, Bekannte von nah und fern werden herbeigerufen und zu Rathe gezogen, und wir zweifeln sehr, ob wir Zeit erübrigen möchten, uns noch anderswo umzuschauen, wenn wir bei der Gruppe so lange verweilen wollten, bis der Leibgurt ein Familienstück, und das Geld des Krämers geworden ist.

Sehen wir lieber weiter!

Da ist die Bude eines Kleiderhändlers aus Agram! Braune und weiße Jacken vom grob- wolligsten Tuche, mit rothen und blauen Schnü- ren benäht, blaue und weiße, knappe und weite Beinkleider von eben solcher Qualität, rothe und blaue Kappen, weitärmelige Hemden und weit-

sackige Gattjen hängen da in buntem Durcheinander zum Kaufe aus. Wer viel Geld hätte, könnte da viel kaufen. Aber selbst die armen Grenzer mit ihrem wenigen Gelde drängen sich um die Bude, als würde da Alles verschenkt, und wenn es so fortgeht, so findet der Abend von der ganzen Bude nichts als die kahlen Bretterwände vor. Ja, wenn man Alles, bis auf das geringste Schnürchen auf dem Jahrmarkt kaufen muß, da muß man dazuschauen!

Um jedoch gerecht zu sein, können wir es nicht unbemerkt lassen, daß von Seite der Grenzer doch auch einiger Verkauf hier betrieben wird.

Dort sehen wir gleich einen Sereschaner ein mageres, mit einigen trockenen Schaffellen bepacktes Saumroß vor sich hertreiben! Handjar und Pistolen prunken in seinem Leibgurt, als ginge es nicht zu Markte, sondern geradewegs hinauf gegen das rebellische Wien und als gedächte er am nächsten Morgen in Pesth zu frühstücken. Er sucht unter den Juden und Griechen, die sich auf dem Plage zwar kauflustig, doch nur zu den geringsten Preisen bereit, umhertreiben, einen Käufer für seine Felle, um dann seinerseits den

Erlös sogleich wieder für allerlei Kleinigkeiten auszugeben.

Hier feilscht ein bosnischer Muselman mit ein paar stämmigen Dotschanern um eine Heerde weithin einen höchst bezeichnenden Geruch verbreitender Böcke. Werden die Muselmänner mit ihren Zwanzigern herausrücken, so werden diese in kürzester Frist aus den Händen der Dotschaner den Weg in die Hände der Krämer gefunden haben.

Dort treibt ein breitschulteriger Likaner in blauen, prallen Hosen und brauner Jacke, eine rothtuchene, schwarzverschürte Kappe auf dem Kopf, eine Heerde von Truthühnern vor sich her, Stück für Stück um den fabelhaften Preis eines Zehnkreuzerscheins ausbietend.

Hier sucht ein halb als Bauer, halb als Soldat gekleideter Szluiner, einen breitkremigen Hut ins braune Angesicht gedrückt und einen grauen Soldatenmantel um die braune, nackte Brust geworfen, einen Käufer für ein paar Hammel, während Weiber aus allen Gegenden, hier in weißtuchenen, blauverschürten, puppenartigen Ueberröcken, dort in weißen, faltenreichen

Einengewändern, die schwarzen Zöpfe weit über den Rücken herabhängend, all ihre ersparten Schätze in einem Karren Wurzelholz, in einem Korbe schlechter Aepfel, in einem Laib Käse, in etwas Butter und Eiern abzusetzen suchen, um dafür ein paar Strähne Wolle, eine Bindschnur, einen Pfriemen, eine Art, eine Schaufel oder sonst etwas dergleichen einzutauschen.

Aber es fehlt auch nicht an Abenteurern, den Wanderfliegen aller Märkte der Welt, die es nicht verschmäht haben, sich bis hierher an die türkische Grenze zu verirren, um den Leuten den Groschen, den sie allenfalls noch erübrigt haben möchten, mit allerlei Schwank aus der Tasche zu locken.

Mitten auf dem Platze hat ein fahrender Ban Aken sein Gezelt aufgeschlagen, und verkündet unter unausgesetztem Trompetenschall und Paukenschlag die Offenbarung seiner sieben theils lebenden, theils ausgestopfter Weltwunder in Form von fünfbeinigen Kälbern, schweinsköpfigen Lämmern, dreifüßigen Hähnen, dem staunenden „verehrungswürdigen Publicum“.

Einige Schritte weiter versetzt ein Marionet-

tenspieler, dem man es anhört, daß er die Sprache des Landes nur für den gegebenen Fall, und für diesen auch nur äußerst nothdürftig mit seinem angeborenen „Deutsch von der Spree“ vertauscht, die zahlreich versammelte Zuhörerschaft durch die horrible Geschichte von Horia und Klostka in gerechtes moralisches Entsetzen.

An einer andern Stelle hat ein Ritter vom Würfel eine Miniaturspielbank eröffnet, um gegen den Einsatz eines Kreuzers den Männern der Lifa das Vergnügen von Homburg und Wiesbaden zu bereiten; und selbst an Feuer- und Messerschluckern, an Luftspringern und Seiltänzern fehlt es nicht, damit der schöne Bund sich zum herrlichen Ganzen runde.

Ein kleines, gebrechliches Kaleschen raffelt jetzt über das holperige Pflaster einher. Nur mühsam vermag es sich durch das Gedränge Bahn zu machen, wenn auch die Weiber allenthalben zur Seite weichen, und die Männer ehrerbietig ihre Kappen abnehmen, ihre Saumrosse, Hammel und Böcke bei Seite drängend.

Hoch oben auf dem Fuhrwerke erblicken wir

eine städtisch gekleidete Frau in Hut und Schleier, deren massiver Architectur, deren derben, rothen Wangen und desgleichen Händen wir es, ohne ihr nahe zu treten, auf den ersten Blick abmerken können, daß ihre Wiege unter keinem städtischen Dache gestanden, die Tracht, in der sie sich uns präsentirt, nicht die ihr angeborene sei.

Vor einer Modewaarenhandlung — denn auch solche finden sich auf dem Plage vor — macht der Wagen Halt, und die verschleierte Dame steigt ab, um so vornehm als möglich vor dieselbe hinzutreten und ihre Einkäufe zu machen.

Nach der Wähligkeit zu schließen, mit welcher die rothen Hände der Dame — eben nicht zart — unter den vorgelegten Stoffen herummustern, hervorziehen, zur Seite schieben, anpassen und immer wieder verwerfen, muß sie sehr viel Geschmac besitzen. Allein wir können es bald bemerken, daß ihr Geschmac weder fein, noch sonst weit her, sondern nur sehr schwer zu befriedigen ist, oder, richtiger gesagt, daß sie eigentlich selbst nicht recht weiß, was sie will. Und urtheilen wir nach den Kleinigkeiten, für welche sie sich entschließen zu wollen scheint, so werden wir sogar finden, daß

ſie im Begriff iſt uns zu beweifen, daß ſie gar keinen Geſchmack hat.

Doch ehe ſie ſich wirklich entſchloſſen haben wird, verzieht gewiß noch eine gute Weile, und wir haben bis dahin ſattſam Zeit, mit ihr näher bekannt zu werden.

Der Verkäufer — ein kanischer Jude — ſpricht ſie „Euer Gnaden“ an; ſeine Frau „Euer Gnaden, Frau von Oberlieutenantin!“

Soviel alſo hätten wir heraus, daß wir es mit einer Frau Oberlieutenantin zu thun haben. Allen Reſpekt! Wir müſſen jedoch geſtehen, daß dies, weit entfernt unfere Neugierde zu befriedigen, uns vielmehr nur noch neugieriger macht; denn was da auch immer dahinter ſei, mit dieſer Frau Oberlieutenantin muß es etwas haben.

Doch da kommt ja unſer Freund Athanaſſje Pawlowiſch, erhißt und aufgereggt von den Präſentationen, die er eben gemacht, und ſtrahlend vor Seligkeit über den auszeichnenden Empfang, der ihm allenthalben geworden. Wenn es möglich iſt, ſo wollen wir ihn einige Minuten aufhalten. Der wird gewiß Auskunft wiſſen!

O, Athanaſſje Pawlowiſch iſt eine der koſt-

barsten Seelen, die es nur geben kann! Nach fünf Minuten wissen wir von der verschleierte Dame Alles, was er selbst und was nur irgend Jemand im ganzen Grenzerlande von ihr weiß.

Im Februar des Jahres 1848 noch sah man diese Dame barfuß und im schlichten Linnenanzuge, sowie heute hundert andere Weiber und Mädchen aus der Grenze, auf diesem Plage sitzen, vielleicht an derselben Stelle, wo sie heute Putzwaaren auswählt, und Hühner, Eier und Butter feil haben. Wenn sie irgend etwas vor ihren Genossinnen auszeichnete, so war es, daß ihr Schatz um etwas mehr als Gemeiner, das heißt Gefreiter war.

Da wurde nach Italien gerüstet. Das erste Bataillon rückte aus und das dritte wurde unter die Waffen berufen. Ihr Schatz wurde bei dieser Gelegenheit Corporal.

Einmal Corporal dachte er auch gleich an Heirathen, und zwar aus ganz wohlberechneten Gründen. Träfe es sich, daß auch das zweite Bataillon ausrücken und somit das vierte einberufen werden müßte, so hatte er alle Aussicht zum Feldwebel zu avanciren. Ja, wenn sich

vollends ein wenig Krieg entspanne, so könnte es ihm sogar leicht passiren, daß er Offizier würde, und dann — dann wäre es mit dem Heirathen für alle Zeit aus!

Denn man muß nur wissen, daß keinem Offizier der österreichischen Armee das Heirathen gestattet wird, wenn er nicht, um für den Fall seines Todes seiner Frau eine Pension zu sichern, eine Caution von sechstausend Gulden zu hinterlegen vermag. War aber Jemand so vorsichtig, schon als Unteroffizier zu heirathen, so ist er dieser Caution, wenn er einmal zum Offizier vorrücken sollte, auf die beste Manier enthoben. Und unser neugemünzter Corporal war so vorsichtig.

Als er Wind davon bekam, der Marschbefehl für das Bataillon, in welchem er stand, sei unterwegs, machte er seine gehorsamste Meldung bei dem Herrn Obersten und heirathete frischweg. Freilich hieß es dann, ehe noch die Flitterwochen recht angefangen: „Fein Liebchen, ade! Scheiden thut weh!“ Darauf aber war man gefaßt; denn darauf war ja die ganze Heirath eigentlich gebaut.

Das Bataillon ging nach Mailand oder viel-

mehr vor Mailand, denn Mailand hatte mittlerweile bereits aufgehört kaiserlich zu sein, und machte den ganzen piemontesischen Feldzug mit. Das Glück war dem jungen Ghemann günstig, das heißt, er wurde nicht erschossen, und da jeder unerschossene Corporal seines Bataillons es in diesem Feldzuge wenigstens zum Lieutenant brachte, so wurde auch er Lieutenant und kehrte nach beendetem Feldzuge vollends als Oberlieutenant in seine Heimat zurück.

Nun fand er da ein Weib, und zu seiner nicht geringen Ueberraschung auch ein Kind, und durfte das Alles sein nennen und ohne Pfennig Caution!

Die Frau Offizierin aber hielt es fortan für unvereinbar mit ihrer Standeserhöhung, nach wie vor gleich den Weibern der „gemeinen Mannschaft“ einherzuschreiten, ließ sich ein „langes Kleid“ machen, zwängte sich in ein Corset, setzte einen Hut auf, und hängte ein Shawl um die Schultern und einen Schleier übers Gesicht.

Ich merk' es dir an, lieber Leser, du kannst dich eines bemitleidenden Lächelns nicht enthalten, denn dieser Zug der Frau Offizierin gefällt

dir nicht. Unter uns gesagt, mir gefällt er auch nicht, und ich stimme ganz mit dir darin überein, daß es viel löblicher und auch schicklicher gewesen wäre, wenn es der Frau Offizierin beliebt hätte, bei ihrer einfach nationalen und ganz malerisch kleidsamen Grenzerfrauentracht zu bleiben. Ja, ich bin überzeugt, daß es für sie nur von Vortheil hätte sein können. Ich habe Frauen und Töchter wohlhabender Grenzer gesehen, die sich in ihrer Nationaltracht reizend ausnahmen. Auch sie mußte sich darin nicht übel präsentiren. In diesem Aufzuge aber kann man nicht umhin zu bekennen, sieht sie unbedingt eher einem, vor aller pariser Mode warnenden Exempel, als irgend etwas Anderm ähnlich. Doch was ist zu thun? Das ist nun einmal der civilisirende Fortschritt!

Um aber auf die Heirathen zurückzukommen! Die Art und Weise, wie der Herr Gemahl unserer Frau Oberlieutenantin ohne Caution zu einer Frau gekommen, ist keineswegs ein Schachzug, für welchen er das Verdienst der Erfindung in Anspruch nehmen kann. Vielmehr ist dieses System, das strenge Heirathsgesetz, unter welchem die Offiziere stehen, zu umgehen, gerade so alt,

wie das Gesetz selbst, und die es vorkommenden Falles in Anwendung bringen, sind nicht nur Leute aus der „gemeinen Mannschaft“, sondern selbst höhere Offiziere und sogar Generale, da diese auch nicht immer in der Verfassung sind, von ihren Gagen die nöthigen Cautionen für ihre heirathsfähigen Töchter zurückgelegt zu haben.

Befindet sich nun einer dieser Herren in der Lage, eines seiner Fräulein Töchter gern versorgt zu sehen, und fängt er namentlich an die begründete Besorgniß zu hegen, daß jene schönen Tage von Aranjuez, in welchen die Waffen der Jugend und Schönheit allenfalls noch einen Sieg zu erringen vermöchten, im Niedergange seien, so wird dann irgend ein Feldwebel oder auch nur Corporal, wenn er sich auch nur halbwegs zu geben weiß, eines schönen Morgens zum geheimen Rapport berufen, das Fräulein Tochter wird vorgeführt und nun ohne alle Umwege zuerst das Fräulein gefragt, ob ihr der Mann gefalle, dann der Mann, ob er das Fräulein heirathen möchte, und fällt die Antwort beiderseits bejahend aus — wie wol meistens — so wird dem Feldwebel N. N. brevi manu die Heirathslicenz ertheilt und das

neue Paar, ehe die Sonne drei mal untergegangen, zur Copulation commandirt.

Daß die junge Frau an der Seite ihres Mannes bald einen, ihren „angeborenen Rechten“ entsprechenden Rang in der Gesellschaft einnehme, dafür wird durch ein rasches Avancement des Schwiegersohns natürlich alsbald Sorge getragen. Wir wissen, daß so was möglich ist!

Nun aber wollen wir unsern Freund Athanassje Pawlowitsch nicht mehr aufhalten. . . . Vielleicht schon am nächsten Markttage sehen wir seine Frau und seine Töchter gerade so „maskirt“ und in derselben Absicht auf diesem Platze erscheinen, wie heute die verschleierte Frau Oberlieutenantin! —

An der einen Seite des Generalathauses geht die Hauptstraße vorbei, die in unsern Stabsort führt. Etwas seitwärts von dieser Straße steht ein alter, buschiger Lindenbaum, der sich gerade in vollstem Duft und Blüten befindet. Um diesen Baum bemerken wir seit dem frühesten Morgen eine bunte Menge von Männern und Weibern, Greisen und Kindern zu einem dichten Knäuel gedrängt, von welchem sich von Zeit zu Zeit Ein-

zelne loslösen, um sich von da aus im Gewühle des Marktes zu verlieren, indesß Andere, die von auswärts eben angekommen, hier eine Weile Halt machen und den Knäuel wieder ergänzen, ehe sie ihren Weg weiter fortsetzen.

Aus der Mitte dieses Knäuels dringen mit merkwürdiger Unermüdllichkeit die schrillen Töne eines ziemlich heisern Instruments und die einer noch viel heiserern Stimme, durch ihre Kraft nicht sowol als durch ihre Höhe und Eindringlichkeit den Lärm des Marktes übertönend, zu uns herüber, und wir können es uns nicht versagen, näher zu treten und nachzuschauen, was es da gebe.

Unter dem Baume, auf einem Häuflein Steinen sitzend, finden wir da einen jener wandernden Poeten und Sängers des Südslaventhums, von denen uns in den Schriften der verschiedenen Reisenden bereits so viel erzählt worden, daß wir sie unter dem Namen der „Guslars“ als längst nicht mehr unbekannt wol voraussetzen können.

Der Guslar, den wir vor uns haben, ist ein alter, steinalter Mann. Wie er darsitzet in seinem vielfach geflickten, zwillichnen Kittel, mit halbnackten braunen Beinen und halbnackten braunen

Armen, und mit einem kurzen, mit schwarzem Rosshaar bespannten Fidelbogen die einsaitige Gusle, die er, etwa wie ein Violoncell, zwischen den Knien hält, streichend, und das vielfach gefurchte, klagende braune Antlitz mit den beiden geblendeten Augen gegen die Sonne erhebend und mit herzbrechender Stimme seine eintönigen Verse gegen den blauen Frühlingshimmel hinauf recitirend, ist es kein Wunder, daß er auf die vorüberkommenden, urwüchstigen Bewohner der Lika und der Meeresküste eine so unwiderstehliche Macht ausübt, daß sie stehen bleiben und ihn so lange anhören müssen, bis sie tiefergriffen in ihre Torba (Umhängtasche) greifen und eine handvoll Mais oder Bohnen, oder ein Stück Brot, oder, wenn sie können, eine kleine Kupfermünze auf das für diesen Zweck auf dem Boden ausgebreitete Tuch fallen lassen.

Er hat soeben ein Lied beendet und senkt einen Augenblick das blinde Haupt gegen die entblößte braune Brust und den Fidelbogen in den Schoos, um auszurasen.

Von Mund zu Mund inzwischen geht die Bewunderung des Gehörten und die Scheiden-

den preisen es den Ankommenden so eindringlich, daß diese den Wunsch nicht unterdrücken können, der Alte möchte es wiederholen.

Der Guslar merkt dies, athmet tief auf, erhebt sein Haupt wieder gegen die Sonne, setzt den Fidelbogen an und beginnt:

„Brüder und Schwestern, die Ihr mit eigenen Augen seht, und keines Führers bedürft und keiner Gusle, um durch die Welt zu kommen, seid mir aufmerksame Zuhörer! Denn das Lied, das ich Euch singen werde, ist ein gar trauriges Lied, ein gar herzerreißendes Lied, und ich habe es selber gehört vor nicht gar vielen Jahren, damals als das schreckliche Hungerjahr war, wie es der arme Maxim Watritsch sang, im Stockhause zu Gradiska, mit den Armen die Eisengitter seines Kerkerfensters umklammernd, als ich mich eben hingesezt hatte in den Schatten, dem Stockhause gegenüber, um auszurasen. Und so wie ich es Euch vorsinge, so hat er es selber in seinem Kerker gesungen, denn ich habe mir es Wort für Wort gemerkt, und weder etwas vergessen noch hinzugethan!“

Allgemeine Spannung, allgemeine Aufmerk-

samkeit. Dann ein kurzes Vorspiel auf der Gusle und in einem äußerst kläglichen Tonfalle fängt der Alte an zu recitiren:

„Sind es Flammen, die durchs Land hinschreiten,
Wälder fengend, Saaten niederbrennend?
Flammen sind's nicht, die durchs Land hinschreiten,
Aber flammend brennt die Sonne nieder,
Sengt die Wälder, legt das Feld in Trockniß,
Dörret den Boden heiß zu sprödem Backstein,
Daß der Samen nicht vermag zu keimen,
Nicht am Halm die goldene Frucht zu reifen,
Und vom Himmel fällt nicht Thau, nicht Regen!

Arme Grenze, armes Land der Aermsten,
Sag' wie magst du deine Kinder nähren,
Die da säten und dafür nicht ernten?
Wer gibt Brot den Kleinen, die da hungern?
Wer gibt Brot den Alten, die da frohnen?
Ausziehn müssen Väter in die Bergschlucht,
Mit den Wölfen um das Nas zu ringen,
Söhn' und Mütter in die Ferne wandern,
Vor den Thüren Nzung zu ersehen!

Schlimm, o Grenze, armes Land der Aermsten,
Schlimm ergeht es deinen wackern Söhnen,
Schlimm, sowie es niemals noch ergangen;
Schlimmer aber als wie Maxim Watritsch
Hat die böse Noth betroffen Keinen!

Lange währt die Frist von zwanzig Jahren,
 Lang' für Den, den Glend drückt und Kummer,
 Dessen Dasein nichts ist als Entbehren,
 Schwere Arbeit, Sorge und Bedrängniß.
 Maxim Watritsch aber trug dies Alles,
 Trug es ohne Murren, ohne Klage
 An der Seite seines lieben Weibes,
 In der Mitte seiner sieben Kleinen.
 Treu gehorsam von der ersten Stunde,
 Da dem Kaiser er sein Blut verschworen,
 Hört' er auf den Ruf des Kapitän's,
 Streng erfüllend jegliches Commando.

An der Save, in dem Schilf der Una,
 Auf dem Söller einsamer Ischardaken
 Stand er oft im heißen Brand der Sonne,
 Dester noch im Brausen schnee'ger Stürme
 Und in klarer, tödtend eis'ger Frostnacht,
 Späh'nd hinüber nach den Türkenufeln,
 Daß kein Span von drüben konnt' nach hüben,
 Wie viel wen'ger eines Türken Fahrzeug,
 Während Andre kühl im Schatten saßen
 Oder heim am wohl durchwärmten Ofen.
 Auf den Straßen schwang er seinen Hammer,
 Uebend treu die zugemessne Frohne;
 Nach der Festung ohne Murren schritt er,
 Vor dem Haus des Obersten zu schilbern
 Oder vor dem festverrammten Stockhaus;
 Bei dem Stabe, auf dem Exercierplatz
 Hielt er aus, so lange man's begehrte,

Wenn daheim sein Weib auch lag in Nöthen,
 Hungernd ihm die Kinder schier verkamen.
 Treulich jedes Monats zwanzig Tage
 Zollt' er seinem Dienst und der Muskete;
 Seinem Haus des kargen Nestes Mühen,
 Ihn verlängernd durch des Schlags Entbehrung.

Auch die Noth des segenlosen Jahres
 Trug er standhaft, trug es in Ergebung,
 Daß sein Feld ihm hingewellte Halmen,
 Stoppeln gab statt heißersehnter Ernte;
 Klagte nie, und ging vor'm Haus des Hauptmanns
 Leichten Schritts als Schildwach' auf und nieder,
 Wenn auch schweren Herzens, leeren Magens.

Nach Gradiska abrufst der Befehl ihn
 Zur Parade, nach der Save-Beste,
 Die von Wien des Kaisers Abgesandter
 Kam zu mustern und die Regimenter.
 Hinzieht er und bleibt dort vierzehn Tage,
 Spart die Löhnung, spart sich ab sein Tagbrot,
 Heimgekehrt sein stehend Weib zu laben.
 Heimgekehrt — begegnet er der Wahre,
 Drauf sein Weib sie aus dem Hause tragen
 Und mit ihr das jüngste seiner Kleinen,
 Die indeß den Hungertod erlegen.
 Arme Mutter! Viel hat sie gelitten!
 Sterbend schon des Brotes letzte Krume
 Hielt sie hin dem halbverkommen Kinde,
 Starb, und konnt' den Säugling doch nicht retten!

Maxim aber trug auch dieses schweigend,
 Blieb ihm doch ein rüst'ger Sohn zur Seite,
 Der ihm helfe für die Wais'lein sorgen,
 Unbeholfne, mutterlose Waisen!

Sieh, da kommt ein Brief vom Regimente,
 Ruft den Sohn ihm nach dem fernsten Tschardak,
 Die empörten Bosnier zu bewachen.
 Schwer entläßt den Sohn er und mit Thränen;
 Denn erst achtzehn Jahre zählt der Junge,
 Und auf ihm ruht alle seine Hoffnung.
 Schwer ihn wol entläßt er; doch Befehl ist's
 Und Befehlen nie noch widerstrebt er.
 Auszieht Watritsch Iwo nach dem Tschardak;
 Aus wol zieht er, doch kehrt niemals wieder.
 Eine Kugel von dem Bosner Ufer
 Riß ihn nieder von des Tschardaks Söller,
 Riß ihn nieder, und im Strom versank er.

Maxim Watritsch trug auch dieses schweigend.
 Blieb ihm doch ein Paar noch rüst'ger Arme!
 Helfen die bis nun, warum nicht weiter?
 Helfen! Doch womit? Vermag aus Felsen
 Rüst'ger Arme Kraft je Brot zu zwingen?
 Wandeln jemals Schollen sie zu Fleische?

Vierzehn Tage hört im Trauerhause
 Dulbend er das Fleh'n der armen Würmer,
 Hört nach Brot ihr ungeduldig Schreien,
 Borgt, woher zu borgen und zu nehmen.

Doch als leer auch rings der Leih' Hände,
 Geht hinaus er in die klare Mondnacht,
 Seines Glends Schwere zu vergessen,
 So fein Glend, wie der Kleinen Nothruf,
 Geht hinaus und wandelt längs der Straße.

Horch, was hört mit einmal er von ferne,
 Und was sieht er näher stets heranziehn?
 Hochbeladen zwanzig schwere Karren,
 Daß im Sand die breiten Räder knarren,
 Ziehn aus dem gesegneten Banate,
 Ziehn herauf, fruchtreicher Eben Spende,
 Schnöde wuchernd an das Meer zu fördern!

Zwanzig Führen Segen goldner Garben,
 Gott! — und seine armen Kinder darben!

Eh' er's dacht', und eh' er's recht begonnen,
 Rollt der Karren Reih' an ihm vorüber,
 Rollt vorüber auch der Karren letzter — —
 Länger nicht kann's Marim Watritsch anschau'n!

Aus dem Gürtel zuckt er seinen Handjar,
 Tritt bedachten Schrittes an den Karren,
 Stößt hinein die blankgewetzte Wasse,
 Daß das Korn des Linnens Haft entquille,
 Und was kornweis sich verstreut im Gleise,
 Aufgelesen, seine Kleinen speise.

Doch — da er den blanken Stahl zurückzieht,
 Ihn zurückzieht, goldnes Korn erwartend,

Was erblickt er, daß er bleich zurückschreckt,
 Und der Stahl entfällt dem nerv'gen Arme?
 Wehe! Goldne Saat hat er gesodert —
 Roth's Blut spritzt ihm dafür entgegen,
 Weh', des Kornes Herrn hat er getödtet!

Kommt nun, kommt, Ihr Brüder, wackre Grenzer!
 Kommt, schlägt ihm die Mörderhand in Ketten;
 Führt ihn ab ins Gradiſkaner Stockhaus!
 Führt ihn vor die Herrn, die Auditore!
 Soll ich leugnen? Hab' ja nichts verbrochen!
 Brot, und nichts als Brot hab' ich gesodert —
 Eines Buehrers Seel' ist drum verlodert!
 Sprecht das Urtheil! Sprecht's nur ohne Zagen!
 Viel hat Maxim Watritsch schon ertragen!
 Und viel besser scheint's ihm heut zu sterben,
 Sei's in Ketten auch, an junger Eiche,
 Als die Seinen Hungers schau'n verderben!“

Der Guſlar ſchweigt.

Die einfältige Geige aber klagt noch eine Weile fort, als könnte sie sich nicht trennen von der Erinnerung an das traurige Geſchick Maxim's, und als könnte sie nicht eher aufhören zu klagen, als bis sie dem Unglücklichen in ſein unverſchuldetes Grab ein ſchmerzliches Trauerlied nachgeſungen.

Endlich ſchweigt auch die Guſle.

Aber die armen Grenzer und Grenzerinnen
lauschen noch lange athemlos still, als hätte
ihnen der alte Mann nicht schon Alles gesagt,
und als wünschten sie noch zu erfahren, ob an
dem unglücklichen Maxim der Spruch des Au-
ditors wirklich vollzogen worden sei, oder vielleicht
dennoch nicht!

Die guten Leute! Als ob sie nicht wüßten,
daß es für Straßenraub und Todtschlag keinen
Pardon gibt!

V.

Mirko. — Südslavisches Rhapsodenthum. — Ein blinder
Muschelmörder. — Neunzig statt Sechzig. — Eine Seele
für einen Kreuzer.

Athanassje Pawlowitsch ist mit seinen Aufwartungen glücklich fertig geworden; der Regiments-
schneider hat trotz einer Nähmaschine Wunder
der Schnelligkeit gewirkt, und so sitzen wir denn
zu Mittag des folgenden Tages wieder in un-
serm leichten Fuhrwerk, der Kosselenker auf dem
Bunde Heu, mit seinem Schwesterchen Selenka
im Gespräche begriffen, vor uns, und kutschiren
zum Stabsorte wieder hinaus.

Athanassje Pawlowitsch ist wo möglich noch
heiterer und gesprächiger als sonst, denn er hat
sich nun ganz in die neue Situation seiner Wesen-

heit gefunden, und fühlt sich durch die freundliche Aufnahme, die ihm allüberall geworden, darin nur noch befestigter und gehobener. Uns dagegen liegt Manches auf dem Herzen, was wir gestern gehört und gesehen, und worüber wir gern Auskunft haben möchten. So kann es denn nicht fehlen, daß unsere Unterhaltung bald im besten Zuge, und Athanassje Pawlowitsch ebenso glücklich ist, uns mittheilen zu können, als wir von ihm zu empfangen.

Die interessanteste unter allen Gestalten, die wir gestern zu beobachten Gelegenheit hatten, war und blieb für uns der alte Mann mit der einsaitigen Geige, theils seiner selbst, theils wol auch des so eigenthümlich schauerlichen Liedes willen, welches wir von ihm hörten.

Es war ordentlich als ob die armen Lifaner, Dotschaner und Dguliner sich an diesem Liede gar nicht satt hören konnten. Immer neue Haufen kamen herzu, und immer von neuem mußte der Guslar beginnen, bis ihm der Schweiß auf die Stirne trat, auf die braungefengte, von dem ewigen Sizen vor den Thoren der Städte und dem Eingange der Dörfer und vom ewigen Em-

porschauen nach jener Gegend, wo für uns andere Menschen der blaue Himmel sich wölbt und die Wolken ziehen, und woher er sich Erinnerung und Begeisterung zu erholen schien.

Ihn aber mochte das wenig stören. Unverdroffen strich er seine Geule fort und sang das Lied immer von neuem, und schaute zur Sonne empor. Seine Augen hatten ja diese nicht zu fürchten, und im sengenden Glanz des Maitags konnten seine Blicke nicht erblinden, denn seine Lider waren ohnehin fest geschlossen und hatten den Himmel nie gesehen und nie die Welt und nie die Menschen; und was in ihm lebt, ist so wie in allen seinen blinden Säng- und Wander-genossen kein unmittelbares Anschauen, sondern nur ein geistiges Verlebendigen vergangener Zeiten und Gestalten, ein Wiederhall vernommener Kunden und Klagen, die Geschichte vergangener Größe und das Glend der Gegenwart.

Der Versuch, den ich für meinen Theil am Abend, als die Leute auf dem Marktplatze immer weniger wurden, machte, mich ihm zu nähern und ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, hatte nicht weit geführt.

„Wer ist der Mann, der mit mir spricht?“ fragte er den Knaben, der bei ihm den Dienst eines Führers versah, als ich ihn auffoderte, mit mir in den Gasthof zu kommen und sich da nach dem mühevollen Tagewerke an einem Glase Wein zu erlaben.

„Ein Herr!“ antwortete dieser.

„Kennst du ihn?“

„Nein!“

„Und was will der Herr?“

„Mit ihm sollt Ihr gehen und ein Glas Wein bei ihm trinken!“

„Ich, ein armer blinder Guslar, bei einem Herrn Wein trinken? . . . Herr“, versuchte er dann mit dem geblendeten Angesicht sich gegen mich zu wenden, „dann seid Ihr gewiß ein Fremder! Denn unsere Herren kümmern sich nicht viel um uns arme Guslars, ja, sie verspotten und verlachen uns sogar noch, und wenn die Leute — das Volk — nicht wären, müßten wir verhungern mit unserer Gusle und alle Lieder kämen in Vergessenheit. . . . Kennt Ihr vielleicht den Gospodin Buk Stefanowitsch Karadschitsch, den Sammler serbischer Volkslieder?“

Das war auch so ein Herr, der uns arme Guslars auffuchte. Bei dem habe ich ganze Tage lang gefessen und ihm Lieder vorgefungen, und er hat sie aufgeschrieben. Er wollte sie drucken lassen, sagte er, damit sie nicht in Vergessenheit gerathen. Aber wozu? So lange es einen Blinden gibt, wird es auch Lieder geben! Doch Gospodin Buk ist ein sehr gelehrter Herr und muß das besser verstehen, und wenn ich einmal ein neues Lied weiß, so such' ich ihn auf, um es ihm gleich vorzusingen!"

Auch ich bekannte mich als einen Freund seiner Lieder, und wiederholte meine Aufforderung.

„Gern“, erwiderte der Guslar, „doch erst, wenn der Markt vorüber ist.“

„Warum nicht jetzt?“

„Ich bin müde, und auch ein Guslar muß seine Rast haben!“

„Also morgen Vormittag; denn um die Mittagszeit muß ich weiter! Ich will Euch gern das Doppelte ersehen, was Ihr an einem Markttage zu verdienen pflegt!“

„Das geht nicht, Herr!“ war die entschiedene

Antwort auf mein wohlmeinendes Anerbieten. „Wenn Ihr mir auch zehn mal so viel Geld gebt, so seid Ihr doch nur Einer, der mich hört, und an einem Markttage werde ich von Hunderten gehört! Das ist nicht Einerlei, müßt Ihr wissen! Doch weil Ihr ein so guter Herr seid und an unsern Liedern Wohlgefallen findet, so will ich Euch was sagen, wenn Ihr vielleicht in drei Wochen nach *** kommt — ich werde um diese Zeit dort eintreffen — so thut mir die Lieb' und sucht mich auf. Ich will dann schon trachten, daß ich Euer Glas Wein annehmen kann! Für jetzt aber — gelinde Nacht! . . . Und nun, Knabe, trachte, daß wir in unsere Herberge kommen!“

Und so hatte ich denn, ohne mein Interesse für den blinden Sänger weiter befriedigen zu können, wieder abziehen müssen.

Wer aber muß bei diesen Worten des blinden Greises nicht der Poeten des goldenen Hellas gedenken, denen gehört zu werden von den Tausenden, die sich bei den Volksspielen versammelten, höher galt, als selbst der errungene Preis? Und wahrlich, wären es auch nicht Gestalten und

Gesichtsbildung, manche Sitte und mancher kleine Brauch, manche Anschauung und manche hier und da im Gespräch aufblitzende Wendung, was den Beobachter südslavischer Weise nicht verkennen läßt, daß der Einfluß des kleinen Griechenlands selbst heute noch bei den Stämmen, die damals noch wild in seinem Norden wohnten, nachhallt und fortwirkt, diese blinden Sänger müßten allein dafür sprechen, deren rhapsodischer Gesang, wenn gleich ganz gewiß keine Nachahmung — denn kein Volk ahmt nach — so doch wahrscheinlich eines und desselben Ursprunges mit der Art und Weise der Griechen ist, die Geschichte im Bewußtsein des Volkes fortleben zu lassen.

Wie die Stämme der Griechen ursprünglich in ewige Fehden unter sich verwickelt waren, so sind die Slaven des Südens ein Volk des Krieges und der Thatkraft: stämmig, markig, entschlossen, einfach, ausdauernd und bekannt mit dem Tode. In den Gebirgen der Cernagora hat der Krieg mit den Türken der Thäler unten gar nie aufgehört, und der Mann legt erst die Waffen nieder, wenn die Stunde zum Sterben kommt, vorausgesetzt, daß er nicht früher mitten

unter einer Schar Türken gefallen. Längs der Save und Donau würde derselbe Zustand fortwähren, wenn er nicht durch die Dazwischenkunft eines mächtigen Staates gedämmt und der kriegerische Sinn andern Zwecken dienstbar gemacht worden wäre; immer aber noch lauert hier der Gordon in ewiger Kampfbereitschaft gegen den plünderlustigen Muselmann. In Bosnien und Serbien, in der Bulgarei und in der Herzegowina leben die glänzenden Tage Duschan's des Starken fort, und Aller Gedanken sinnen Haß und Rache gegen die Sieger vom Amselfelde. So wird der Mann zum Schwerte geboren und lebt und stirbt als Krieger. Das Weib besorgt ihm das Haus, Knaben und Schwache besorgen den Acker. Die Geschichte überläßt er dem Blinden, daß er sie bewahre in ewigen Liedern und fortpflanze von Geschlecht zu Geschlecht auf den Märkten und vor den Thoren der Städte, und daß er sie den Waffenfähigen in lebendigen Bildern male.

Wer blind geboren ist, oder wem ein traurig Geschick für immer den Anblick der Welt verschließt, den hat das Schicksal zum Poeten be-

stimmt. Der Vater oder der Bruder kauft ihm eine Gusle, und mit dieser setzt er sich hin in eine finstere Kluft und lauscht zuerst auf das Rauschen der Bäume und auf das Pfeifen des Windes, und dann lernt er der Saite mit dem schwarzen Rosshaarbogen die Weisen entlocken, die er erlauscht, und wenn er die Gusle streichen kann, setzt er sich vor das Städtchen, vor die Dorfmauth, schweigt ein Jahr lang und hört einem alten Guslar zu, und gräbt sich die Gestalten Duschjan's, Marko's, Lazar's, Milosch's, Karagjorgje's tief in die Seele und ihre Thaten tief ins Gedächtniß; geht dann selber hin, wallfahretet von Markt zu Markt, breitet ein Tuch auf die Erde aus und nimmt kupferne Münzen für goldene Lieder.

Allerdings ein trauriges Dasein! Und doch ist es zu beklagen, daß dies merkwürdige Rhapsodengeschlecht seit einer Reihe von Jahren in auffallender Abnahme begriffen. Manchem schönen Denkmal alter, urkräftiger Poesie, welches dem Sammler trotz seines ämstigen Forschens bisher unbekannt geblieben, droht hierdurch der Untergang und sichere Vergessenheit; die ganze schöne

Dichtungsform der historischen Rhapsodie, auf die wir übrigens noch einmal zurückkommen wollen, droht auszusterben oder unter dem Einflusse modernen Gelehrtenthums zu verflachen. Jetzt schon findet man nur wenige Guslars, welche die Erinnerung an die alte Geschichte und Sage in alten Liedern bewahren. Ihre neuen Dichtungen aber ertragen durchaus keinen Vergleich mehr mit den alten Vorbildern, und stehen diesen an Inhalt sowol wie an Behandlung unendlich weit nach.

Was nun unsern Guslar anbelangt, so weiß unser Freund Athanassje Pawlowitsch so genügenden Aufschluß über ihn zu geben, daß wir kaum bessern erwarten können. Hören wir, was er uns über ihn mittheilt!

Mirko — dies ist sein Name — ist ein geborener Grenzer, ein Lifaner, hart von der bosnischen Grenze her, aus der Gegend von Novi, jener Gegend, die in den alten Heldengedichten eine so ausgedehnte Rolle spielt, und wo noch jetzt verhältnißmäßig der reichste Schatz alter Gesänge sich vorfindet. Er kam ohne Augenlicht zur Welt. Auch ein Bruder seines Vaters war

blind, und auch ein Bruder seines Großvaters, und Alle waren Guslars. Blindheit und Gefang scheinern somit im Hause sich fortzuerben.

Als sein Großohm starb, war Mirko noch ein junger Bursche, hatte aber schon viele seltene Lieder von ihm erlernt gehabt. Das Uebrige erlernte er von seinem Oheim, der als Greis von fünfundsechzig Jahren ein sehr trauriges Ende nahm, ein Ende, welchem Mirko zum Theil seine allgemeine Bekanntheit und Berühmtheit verdankt. Er starb als Meuchelmörder auf dem Richtplatze eines Stabsortes.

Ein Blinder — und Meuchelmörder!

Wir wollen hören, was uns Athanassje Pawlowitsch darüber erzählt.

Es gibt Gegenden in der Grenze, in denen das baare Geld oft so selten ist und in einem solchen Ansehen von Kostbarkeit und in solchem Werthe steht, daß wir uns kaum einen Begriff davon zu machen im Stande sind. Was für uns ein Mindestes ist, das hat dort eine hohe Bedeutung, und was in unserm Verkehr manchmal kaum der Beachtung werth gehalten wird, das hat dort die Geltung einer Summe, ist dort

Reichthum. Insbesondere ist dies natürlich in jenen Gegenden der Fall, denen von Natur schon die allgemeinste Quelle einer jeden Wohlhabenheit, die Ergiebigkeit des Bodens, versagt ist.

Denken wir uns nun erst in einem so armen Districte einen blinden, des Erwerbs unfähigen, seiner Umgebung ohnehin zur Last fallenden alten Mann, und wir werden es gar nicht unbegreiflich finden, daß sich alle Gedanken, alle Hoffnungen, alle Leidenschaften dieses Aermsten unter den Armen um eine einzige Silbermünze drehen können.

Mirko's Dheim nun war ein solcher Aermster der Armen.

Seine Guble war sein Feld, seine Torba war sein Schüttboden. Was jene ihm trug, wurde in dieser aufbewahrt, und war selten mehr als einige Handvoll Kukuruz, ein Stück Brot und etwas Speck, wie er es eben auf seinen Wanderungen durch nahe und ferne Grenzbezirke einzusammeln pflegte.

Da geschah es denn einmal, daß Mirko's Dheim merkte, die Koze, deren er sich in Regen

und Schnee, in Sturm und Wind statt eines Mantels zu bedienen pflegte, werde nicht lange mehr zureichen können. Das ohnehin nicht sehr feste Gewebe dieses feines Universalkleidungsstückes ging bereits an hundert Stellen aus den Fugen, und sprach jedem wie immer gearteten Wiederherstellungsversuche den entschiedensten Hohn. Das Bedürfniß, es durch eine neue Koze zu ersetzen, war somit ein unabweisliches.

Eine neue Koze nun kostete zu jenen Zeiten einen Zwanziger. Das war, man muß es gesehen, eben nicht viel. Mirko's Oheim aber hatte nie einen Zwanziger besessen, und besaß zur Zeit, da sich ihm das unabweisliche Bedürfniß einer neuen Koze aufdrang, ebenso wenig einen solchen als jemals. Wenn er je einige Kreuzerstücke zusammengespart hatte, so ließ er dafür seine Dpanken in brauchbaren Stand setzen, oder seinen Hut flicken. Zu einem Zwanziger hatte er es noch nie gebracht. Ein Zwanziger war die höchste Potenz des Reichthums, zu der sich seine Phantasie emporzuraffen vermochte, trotzdem die Helden in seinen Liedern von Gold strotzten und nicht anders als mit Tausenden von Duca-

ten um sich warfen. Ein Zwanziger war ihm der Inbegriff aller Reichthümer Zar Duschans, und nun sollte er einen Zwanziger herbeischaffen, um sich eine neue Koze zu schaffen. Die alte Koze jedoch wurde, wenn das überhaupt noch möglich war, immer schlechter und schlechter, und Mirko's Oheim mußte endlich ernstlich dazuschauen, wie zu einer neuen zu kommen.

Da gerieth er auf den Einfall, allen Speck, den er bekommen würde, zusammenzuhalten, und wenn er dessen genug haben würde, ihn nach der nächsten Stadt zu bringen und für einen Zwanziger zu verkaufen. Speck, dachte er, ist zwar eine treffliche Nahrung; am Ende aber nußt es Einem wenig, Speck im Leibe zu haben, wenn Einem die kalten Schneeflocken und die eisigen Herbstregen auf die nackte Haut eindringen und Sturm und Wind die entblößten Glieder durchsaufen. Du kannst dich schon eine zeitlang ohne ihn behelfen!

Nach einiger Zeit hatte Mirko's Oheim eine genugsame Last Specks beisammen, um sich damit, geführt von einem kleinen Mädchen, das

ihm sein Bruder mitgab, auf den Weg nach der Stadt machen zu können.

Kindisch freute er sich schon in Vorhinein auf den Zwanziger, den er bekommen würde, und auf die neue Koze. Wie wollte er dann Sturm und Wind, Regen und Schnee Troß bieten! Würde ihm in diesem Augenblicke Jemand einen Königsmantel mit Hermelin gefüttert angeboten haben, er hätte ihn schwerlich angenommen!

Da begegnete ihm ein Grenzer aus einem benachbarten Orte, ein unlängst verheiratheter junger Mann, und meinte, Mirko's Oheim hätte nicht erst nöthig, so weit in die Stadt zu gehen, er wolle ihm den Speck selber abkaufen, und den Zwanziger werde er ihm gegen Anfang Winters geben; da sei noch immer Zeit, eine Koze zu kaufen.

Mirko's Oheim ging gern in den Verkauf ein.

Als Wintersanfang kam, ging er zu dem jungen Grenzer.

Der aber sagte, es sei eine schlechte Ernte gewesen und er sei nicht im Stande, den Zwanziger aufzubringen. Der Gußlar müsse sich schon

gedulden bis zum nächsten Winter; da wolle er ihn bezahlen.

Mirko's Oheim meinte, die Zeiten wären sehr schwer und ein Zwanziger allerdings sehr viel, und er wolle gern nächstes Jahr wieder kommen, wenn es ihn auch dieses Jahr wol sehr frieren werde.

Der nächste Winter kam, und mit ihm Mirko zu dem Grenzer. Der Grenzer aber konnte oder wollte wieder nicht zahlen. Er schob den armen Gußlar wieder auf ein Jahr hinaus.

Mirko's Oheim hatte den letzten Winter zwar sehr viel Frost und Kälte auszustehen gehabt, und konnte nicht erwarten, daß es ihm im nächsten besser gehen werde, und wünschte sich schon, daß er seinen Speck lieber zur Stadt gebracht hätte. Aber ein Zwanziger schien ihm immerhin ein großes Geld, und er wartete noch ein Jahr.

Als er zu Anfang des nächsten Winters den Grenzer wieder aufsuchte, da kam ihm dieser entgegen und sagte ihm, sein Weib wäre ihm gestorben und das habe ihn zu Grunde gerichtet. Sobald er aber werde zahlen können, werde er selber kommen.

Ein Jahr ging hin und wieder ward es Winter. Der Grenzer aber kam nicht, und Mirko's Oheim hörte nur so viel von ihm, daß er eine junge, reiche Braut heirathen werde, die gar viele Zwanziger im Vermögen hätte.

Da suchte er den Grenzer selber auf.

Dieser aber schlug die Thür vor ihm zu und hieß ihn einen alten Narren, der ihn schon so viele Jahre um einen lumpigen Zwanziger plage.

Mirko's Oheim ging fort.

Als aber die Zeit herankam, da der Grenzer seine Hochzeit feiern sollte, da wartete er ihm im Dorfe und an der Straße überall auf und mahnte ihn immer: „Ich sage dir, zahle mir meinen Zwanziger, denn ich laß nicht eher ab von dir, als bis du mir ihn gezahlt hast!“

Der Grenzer aber lachte den Alten aus und schob ihn immer mit Spott und Roheit bei Seite.

Endlich kam der Hochzeitstag.

Als der Grenzer mit seiner Braut zur Kirche kam, da stand der blinde Mann an der Kirchenschwelle und sagte: „Ich laß dich

nicht in die Kirche, bis du mir mein Geld gegeben!"

Natürlich ließ sich der Angeredete dadurch nicht aufhalten. Als er aber mit seiner Ange-
trauten aus der Kirche kam, da rief ihm der
blinde Guslar wieder zu, daß er von ihm
nicht eher lassen werde, als bis er bezahlt sein
werde.

Der Grenzer aber kümmerte sich nicht mehr
um das Weinen und Drohen des Alten.

Abends stand der junge Grenzer vom Tische
auf, und nahm sein junges Weib und wollte
es aus dem Hause der Aeltern in das seine
führen. Da trat der blinde Guslar in die
Stube.

„Wo ist Franjo?“ fragte er.

Die Hochzeitsgäste aber verlachten ihn und
riefen: „Du weißt ihm ja so gut auf der Straße
aufzulauern; steh, ob du ihn findest!“

Da tappte der Blinde durch die Stube, und
als er endlich den Schuldner an dem Brustlappen
seines Rockes gefaßt hatte, da rief er: „Ja, ja!
Das ist er!“

Dann raunte er ihm zu: „Franjo, zahle mir

meinen Zwanziger! Deine Braut hat deren viele; jetzt kannst du zählen!“

Der Grenzer aber lachte laut und nannte den Guslar einen Berrückten.

„Noch einmal, Franjo! Meinen Zwanziger will ich oder — ich erschiefe dich!“

Der Grenzer lachte über diese Drohung aus dem Munde eines Blinden noch lauter auf, und sagte darauf: „Ja, wenn du mich triffst, dann bekommst du deinen Zwanziger!“

Der Blinde konnte solchen Hohn nicht länger vertragen, faßte den Grenzer mit der linken Hand fest an der Brust, zog mit der rechten ein Pistol hervor, das er unter der alten Koze verborgen gehalten hatte, tappte damit dem Grenzer nach der Gegend des Herzens, und ehe dieser noch recht wußte, womit der Guslar an seiner Brust herumtappte, war das Pistol abgedrückt, und mit dem Rufe: „Iffus Maria!“ stürzte er todt zu Boden.

Mirko's Oheim machte keinen Versuch zu fliehen. Es wäre auch vergeblich gewesen. Für einen Blinden ist es schwer die offene Straße zu

gehen, die heimlichen Wege der Flucht sind für ihn vollends nicht geschaffen.

Man übergab ihn zur Stelle dem Hauptmann der Compagnie, und dieser überlieferte ihn dem Stockhaus der Stabsstation.

Nach den Paragraphen der Gesetzbücher trug seine That alle Merkmale eines mit Bewußtsein und Vorsatz vollbrachten Mordes, und der Auditor erkannte auf die Todesstrafe durch den Strang. Dem Erben seiner Pieder und seiner Noth aber blieb seit jener Zeit der Name Mirko Objessenowitsch, d. h. Mirko vom Gehenkten.

Wieder eine seltsam traurige Geschichte, die, zusammengehalten mit der des unglücklichen Maxim Watritsch, Stoff genug zu einem dicken Folianten über den dünnen Faden menschlicher Vernunft böte, der sich unter dem stolzen Titel „humaner Geist“ durch die peinlichen Gerichtsordnungen der halben Welt zieht! Das todte Wort, das todte Gesetz mußte den Armen tödten. Wo aber sind die Richter, die über Jene absprechen sollen, die den Keim zu solchen Thaten in den Schoos der Menschheit

gesäet? Wo sind die Richter über das Gesetz?

In vollem Ernst! Diese beiden Geschichten bieten der Betrachtung ganz andere Seiten dar, als solche, die dem mitleidbewegten Gemütthe einige Ausrufe bedauernder Theilnahme entlocken können. So klein sie in ihren Umriffen auch sind, so lassen sie doch eine der ernstesten Fragen des Jahrhunderts in all ihrer Größe vor unsere Augen treten, und zwar inmitten eines Volksstammes, welchem die Idee des Staates das erste aller natürlichen Rechte, das Recht der Selbstbestimmung des Einzelnen entziehen und ihrem Selbstzwecke bis vor kurzem fast gänzlich aufopfern zu müssen geglaubt hat — die Frage des Rechts auf Besitz, des Rechts auf Antheil an Dem, was zur Erhaltung des Daseins unbedingte Nothwendigkeit ist; die Frage, ob das Recht bloß dem Besitze, der Sache, dem Mittel innewohne, oder ob dem, wenn auch besitzlosen Dasein eines Vernunftwesens, dem Menschen selbst, dem Zwecke.

Der unglückliche Grenzer, der auf dem Gipfel des Glends angelangt, seinen Handjar statt in

einen Korn sack in das Herz des Wucherers stößt, wirft die Frage auf; der unglückliche Blinde zeigt die Consequenzen der nicht erfolgten Lösung. Ist der bis zur Verzweiflung getriebene Vater ein Straßenräuber oder hat eine höhere Nemesis seine Hand gelenkt, als die ihn zum Tode verurtheilte? Ist der blinde Gusslar ein Menehelsmörder, und ist Habsucht, Verderbtheit die Quelle seiner That, oder ein bis zum äußersten getriebenes Rechtsgefühl?

Es dürfte auffallen, daß in einem Punkte Europas, wohin die Kenntniß der modernen Fragen gewiß nicht gedrungen, so grelle factische Demonstrationen für dieselbe an den Tag treten. Es ist dies übrigens leicht erklärlich. Die Ursachen zu dergleichen Demonstrationen sind mehr oder minder in ganz Europa vorhanden. Dort, wo sie am meisten zum Bewußtsein gelangt, sind Bildung und Verbildung schon so weit gediehen, daß die Leidenschaften, statt in großartigen Naturstürmen, durch raffinirte Unterwühlungen sich Luft machen. Wo aber des Menschenherzens sich weder Bildung noch Verbildung bemächtigt haben, dort sind die Leidenschaften und ihre Aeußerungen

gleich furchtbar und erschütternd, weil einfach und unraffinirt. Diese Leidenschaften sind aber auch dann keine erkünstelte, sondern in der Natur des menschlichen Daseins tief begründete.

Von einem ganz andern Gesichtspunkt freilich betrachtet die Sache unser Freund Athanassje Pawlowitsch. Für ihn gibt es keine großen Fragen der Zeit und der Menschheit, und es wäre eine der undankbarsten Mühen, ihm nachweisen zu wollen, daß es allerdings solche gebe, und daß sie sich sogar in den Geschicken seiner beiden Landsleute haarklein abspiegeln. Die größte Frage, die es für ihn in diesem Augenblick gibt, ist die, ob die Kunde von seiner plötzlichen Erhöhung ihm wol bereits in seiner Heimat vorangeeilt oder nicht. Dies hindert ihn aber nicht, uns auch die Beleuchtung der Sache von seinem Standpunkte zum Besten zu geben.

Was nun seine Ansicht anbelangt, so fehlt uns andern Menschen, die wir nicht Grenzer sind oder nicht wenigstens unter Grenzern leben, ganz und gar der Schlüssel zur Beurtheilung all der entsezenrerregenden Vorfälle, die sich fast tagtäglich, bald da, bald dort, im weiten Um-

fange des militärisch verwalteten Gebietes eignen.

Er für seinen Theil nämlich hält das Grenzvolk, und namentlich jene Stämme desselben, die zunächst den morlachischen Gebirgen wohnen, für ein rohes, verwildertes, im höchsten Grade leidenschaftliches Volk, welches zu bilden, zu sittigen, zu zügeln, alle Bemühungen der Compagnie- und Regimentschulen, alle Stockhäuser und Spießruthenplätze, alle Disciplinar- und Regimentsstrafen, ja sogar die unerbittlichste Handhabung aller Kriegsartikel und Theresianischen Gerichtsordnungen der Welt nicht ausreichen. Man müsse diese Leute nur kennen. Je strenger man sie halte, je härter man sie strafe, je empfindlicher man sie züchtige, desto verstockter werden sie und desto schaudererregendere Verbrechen kommen unter ihnen zum Vorschein. Das sei nachgerade schon zum Verzweifeln!

Für Strafen seien sie vollends gleichgültig und unempfindlich. Die Milliarden von Stockstreichen, die in der Grenze bereits gefallen, seien gerade so wie in die Luft hinausgehauen. Gebessert oder auch nur gewizigt hätten sie das

Volk nicht im mindesten. Ja, die Unempfindlichkeit und Verstocktheit gehe so weit, daß die Delinquenten im Stockhause nicht selten untereinander Wetten anstellen, wem bei der Verurtheilung eine größere Anzahl von Stockprügeln zugesprochen werden würde. Wer die Wette verliert, erhält die Anzahl, um die er sich geirrt, von dem Gewinnenden zu Hause nachträglich aufgestrichen. Anstatt daß die Furcht vor einer so entehrenden Strafe, wie Stockprügel und Spießruthen, ihr Ehrgefühl aufstacheln sollte, setzen sie vielmehr untereinander eine Art Ehre darein, wer mehr auszuhalten im Stande sei. Kecke Aeußerungen, in denen sie sich nach empfangener Strafe über dieselbe lustig machen, seien ebenso wenig etwas Seltenes, als verstockte, ironische Heuchelei. Es sei ordentlich, als ob aller Sinn für Ehre unter ihnen ausgestorben.

Zum Belege für seine Ansichten erzählt er uns von einer Execution, zu der er selbst einmal als Feldwebel beordert gewesen.

Ein Grenzer, etwa fünfzig Jahre alt, sollte wegen gestohlener Hühner, ein anderer wegen subordinationswidriger Aeußerungen bestraft wer-

den. Beide saßen im Stockhaus. Früh Morgens am Tage, an welchem die Execution stattfinden sollte, kam das Weib des erstern und die Mutter des letztern vors Stockhaus, saßen an einem gegenüber gelegenen Hause Posto und riefen die Namen der Arrestanten.

Nun aber ist, wie dies auch bei Inquisiten begreiflich, jede Communication von außen aufs strengste verboten. Die Schildwache, die mit dem Gesicht gegen das Haus gekehrt stand, wandte sich daher um, und suchte die beiden Weiber mit dem Rufe: „Hajte vragu!“ (Geht zum Teufel!) zu verschrecken.

Diese aber ließen sich nicht nur nicht fortjagen, sondern begannen nun laut mit den beiden Gefangenen zu conversiren, thaten jedoch dabei immer so, als sprächen sie nicht mit Jemandem im Stockhaus, sondern Eine mit der Andern.

„Mann, fürchtest du dich?“ fragte die Eine.

„Warum nicht gar! Den Teufel fürchte ich mich!“ war die Antwort aus dem Stockhaus.
 „Ist ja, nicht das erste mal und wird nicht das letzte mal sein!“

„Kind, hast du Angst?“ fragte die Andere.

„Etwas, Mütterchen! Aber der Andere sagt mir, daß es nur auf die ersten Stockstreiche ankommt; dann gewöhnt man's. Und einmal muß ja der Anfang gemacht werden!“ war die Antwort des Sohnes.

Der Wachtposten hieß die beiden Weiber schweigen, sonst müsse er sie fortjagen.

Die Weiber aber erwiderten ihm: „Nemoj! Morgen kann's dir passiren, daß du darin sitzt, dann wird es dir auch lieb sein, wenn deine Mutter dich besuchen kommt!“

Eine Stunde später war die Execution.

Die beiden Grenzer brachten sich die hölzernen Bänke zu diesem Zwecke selbst in den Hof. Ein Hauptmann, der Profosß und unser Freund Athanassje waren zugegen. Der ältere sollte sechzig, der jüngere vierzig Stockstreiche erhalten. Dem ältern maßen die zuerkannte Strafe zwei Corporale, dem jüngern Einer zu. So oft der jüngere einen Schlag erhielt, bekam deren der ältere zwei. Der Profosß machte dann jedesmal mit Bleistift einen Strich auf ein Stück Papier, das er in der Hand hielt. Die beiden Straf-

linge betheuertem unter dem immerwährenden Schmerzensrufe: „Joj meni!“ ihre Unschuld. Der ältere, an Stockstreich schon vielfach gewöhnt, wurde sogar humoristisch und fing an sein „Joj meni“ mit der bekannten Melodie eines Volksliedes zu betonen. Der jüngere aber fing nach einigen Schlägen, als er merkte, daß sein Flehen um Schonung vergebens war, laut zu weinen an, und betheuerte, er habe es mit der Aeußerung gegen den Herrn Kapitän gar nicht so arg gemeint. Als der ältere dies merkte, rief er mitten unter den Stockstreich, die paarweise auf ihn niederfielen, seinem Strafgenossen zu: „Schäm' dich! Du bist wirklich gar nicht werth, daß sich ein kaiserlicher Stock mit dir abgebe!“

Als der jüngere sein Strafausmaß erlitten hatte, hieß ihn der Prosos aufstehen; den ältern aber, in der Meinung, daß ihm noch zwanzig Streiche gebühren, weiter schlagen. Erst als auf diesen noch fünfmal zwei Schläge niedergefallen, merkte der Hauptmann, daß der zu sechzig Stockstreich Verurtheilte ihrer bereits vierzigmal zwei und noch darüber fünfmal zwei, also

zusammen neunzig erhalten habe, und hieß ihn aufstehen.

Nun sollte man meinen, wie lahmgeschlagen sich der Alte erhob oder welchen Heidenlärm er über das Superplus erhoben habe. Anfangs aber schien er davon so wenig zu merken, daß er, als ihm der Hauptmann das erlösende „Stani!“ (Steh' auf!) zurief, über die unerwartete Milde ganz verwundert aufsaß.

Endlich merkte er, was vorgefallen, fraßte sich hinter den Ohren, stand kopfschüttelnd auf und — muckte nicht.

Als er sich bei dem Hauptmann reglementsmäßig für die empfangene Strafe bedankte, sagte er nur: „Ist mir leid, daß ich nicht noch zehn Streiche erhalten. Das wären gerade hundert gewesen, und ich hätte beim Regiment vierzig Stockprügel für einmal Ausbleiben vom Exerciren zum besten gehabt. So hab' ich nur ein ungeputztes Gewehr und funfzehn Streiche darüber zum besten!“

„Was wollten sie mit dem fecken Kerl anfangen?“ meinte unser Freund Athanassje Pawlowitsch, nachdem er seine Erzählung geendet.

„Sollten sie ihn gleich wieder auf die Bank strecken und wegen frecher Subordinationsverletzung abstrafen? Da könnte man ja gar nicht fertig werden! Man ließ ihn laufen und schickte ihn aus dem Stockhaus. Draußen fand der Eine sein Weib, der Andere seine Mutter, und gingen mit ihnen in eine Schänke, sich zu stärken, ehe sie den Weg in ihre Heimat antraten, die einige Meilen entfernt war!“

Nach diesen Mittheilungen wundern wir uns freilich nicht, wenn unser Freund weiter behauptet, daß es unter diesen Leuten manchmal zu Ausbrüchen von Leidenschaften kommt, von denen unser cultivirtes Gemüth keine Ahnung hat, und die ihren Schauplatz auf den wildesten Inseln des stillen Oceans haben dürften, ohne an Schrecklichkeit zu verlieren. Wie viel Spielraum z. B. bleibt nur dem Rachegefühl, der List, dem verbissenen Ingrimm, dem Spott; wie abgestumpft allmählig muß alles Gefühl für Recht und dessen Maß werden; wie machtlos Alles, was den Menschen zurückhalten, zur Besinnung bringen kann; wie fremd jede Mäßigung, jede Selbstbeherrschung!

Nicht einmal jener Zug von patriarchalischer Sitte, der sich in der Familie der Grenzer, wie bei allen Südslaven, und von der Regierung sogar besonders gehegt und begünstigt, erhalten hat, vermag hierin viel zu mildern. Mordthaten in der Familie, oft der geringfügigsten Veranlassung wegen, sind nichts Seltenes. Athanassie selbst erzählt uns von einem Grenzer, der seinen Vater aus Anlaß eines unbedeutenden Wortstreites augenblicklich mit dem Handjar durchrannt hat. Ein anderer Grenzer schlug seinen Schwestermann mit einer Wagendeichsel todt zu Boden, weil dieser gedroht hatte, ihn zu verrathen, daß er sich über die deutsche Abkunft des Obersten in ungebührlichen Ausdrücken lustig gemacht habe. Ein anderer Grenzer hatte ein Schwein abgeschlachtet und stellte von der frischen Schweinsuppe, die er gekocht, einige Teller vor sein Haus zum Verkauf aus. „Was kostet deine Suppe?“ fragt ein Kamerad, der vorüberkommt. — „Einen Kreuzer!“ — Darauf nimmt der Kamerad einen der Teller und verzehrt die Suppe stehenden Fußes. Als er mit dem Schmause zu Ende ist, setzt er den Teller nieder und macht sich lachend

und mit dem Ausrufe: „Vergelt's Gott, Bruder!“ auf den Weg. Der Grenzer aber, ohne viel Wesens zu machen, reißt einen zunächststehenden Baumpfahl aus der Erde, führt nach dem Davoneilenden aus allen Leibeskräften einen Schlag und streckt ihn mit der Erwiderung: „Was soll erst Gott vergelten? Gleich vergolten!“ todt auf die Straße.

VI.

Ein Ausreißer, als Episode. — Athanassje in der Heimat.

Ob nun Athanassje Pawlowitsch mit seiner Auffassung, ob wir Recht haben, wenn wir den Grund so beklagenswerther Zustände ganz anderswo suchen, und wenn nicht ganz, so doch gewiß zum großen Theil in Verhältnissen, welche zu ändern der Einsicht von außen einwirkender Einflüsse vorbehalten bleiben muß — ein schmerzliches Bild bleibt es immerhin, das sich uns in ihnen aufrollt, und zwar ein um so schmerzlicheres, als wir den Grenzer sonst als ein unverdorbenes, der treuesten Hingebung fähiges, frommes und gläubiges Gemüth kennen, das für bessere Eindrücke keineswegs so unempfänglich ist, als es Athanassje Pawlowitsch — von seinem neuen Offiziers-

standpunkt aus — annehmen zu müssen glaubt. Als eines Beleges hierfür und als eines Seitenstücks zu Dem, was wir bisher vernommen, mag es mir gestattet sein, lieber Leser, hier eines zwar etwas abenteuerhaften, doch darum nicht minder bezeichnenden eigenen Erlebnisses aus jener Zeit Erwähnung zu thun, da ich noch selbst in einem der türkischen Grenze sehr nahe gelegenen Ort als schlichter Grenzmedicus lebte und so Manches zu sehen und zu erfahren wol Gelegenheit genug hatte.

Freund Athanassie wird hoffentlich nichts dagegen haben!

Es war eines heißen Sommertags gegen Mittag. Ich war eben von einem Gange durch die Stadt zurückgekehrt, als mir ein Grenzer gemeldet wurde, der schon seit zwei Stunden mich erwartete.

Ich ließ ihn kommen.

Es war ein Mann von ungewöhnlich hoher, athletischer Gestalt und etwas abenteuerlichem Aussehen. In das braungebrannte Gesicht fielen ihm die pechschwarzen Locken in verwahrloßt langen, vollen Ringen nieder, nachdem er beim Ein-

treten seine rothe, den Jakobinermützen nicht unähnliche, mit allerhand schwarzem Schmurzeug benährte Kappe abgenommen hatte. Ein langer, schwarzer Schnurrbart, zu dem sich über die Wangen kurze Backenbärte, wie sie die Soldaten der Kaiserzeit trugen, herübergesellten, beschattete den Mund. Die braune Jacke mit den carmoisinrothen Verschnürungen, die knappen, blauen Beinkleider, das schwarzseidene, in zwei langen Zipfeln über die entblößte Brust herabhängende Halstuch, die Sandalen und die bunten Strümpfe bildeten einen Anzug, wie er in dem Regimente, in dem ich wohnte, nicht heimisch war und der mir den riesigen Menschen um so fremdartiger erscheinen ließ, als in seinem ganzen Benehmen, seinen Bewegungen, in seiner Sprachweise etwas ebenso Geheimnißvolles als Feueriges lag, das mich ebenso sehr interessirte, als es von der schlichten Weise der Grenzbewohner meines Bezirks seltsam abstach.

„Gospon Doctor“, sprach der Grenzer, indem er seine rothe Mütze zwischen beiden Händen hin und her knetete, „ich habe einen franken Vater, und dem geht es sehr schlecht. Der Compagnie-

doctor, den wir draußen haben, hat ihm zwar schon sehr viele Flaschen Medicin gegeben, aber es geht ihm doch schlecht; und da möcht' ich Euch denn, Gospodine, bitten, ihn doch einmal anzuschauen."

"Warum bringt Ihr ihn nicht ins Regimentsspital?" fragte ich, da ich mich nicht sehr aufgelegt fühlte, der Einladung zu folgen.

"Warum? ... Seht, Gospodine, ... das hat seinen Grund. Allein kann der Alte nicht hinein, und ich ... kann ihn nicht hinbringen; und ... wenn ihn die Andern bringen, so kann ich nicht zu ihm kommen, und ... da könnt' ich ihm nicht helfen ... und nicht bei ihm sein, und wenn er zuletzt gar stürbe, ... er könnte mich und ich ihn nicht zum letzten mal sehen, ... und nicht einmal die Leiche dürft' ich sehen wollen! Nein, Gospodine, ins Spital laß ich ihn nicht, und geht er auch nicht!"

"Ich will es so richten, daß Ihr die ganze Zeit, und wenn Ihr wollt, Tag und Nacht an Eures Vaters Bette bleiben könnt."

"Das hilft nicht", war die Antwort. "Ich kann doch nicht ins Regimentsspital kommen, und

Ihr würdet mir einen übeln Dienst erweisen, wenn Ihr Euch für mich verwenden wolltet. Ich bitte Euch sehr, Gospodine, fragt nicht weiter — und kommt zu meinem Vater! Gott wird's Euch vergelten; denn ich kann es nicht, das sag' ich im voraus!“

„Und woher seid Ihr denn?“ fragte ich weiter, ohne daß mein Vertrauen zu dem seltsamen Manne gewachsen wäre.

„Ich? — nun, zu mir geht Ihr ja nicht; Ihr geht ja nur zu meinem Vater, und der wohnt nicht weit von hier im Dorfe T. . . , wenn Ihr es kennt. — Seht“, fuhr er nach einer kurzen Pause fort, während welcher er eine Antwort von mir zu erwarten schien, ohne daß ich mich noch zu einer entscheidenden hätte entschließen können, „ich weiß, Ihr traut mir nicht: Ihr wollt mir nicht recht glauben, und meint, ich habe Gott weiß was für unredliche Absichten mit Euch. Boga mi, ich kann's Euch nicht verargen! Ihr kennt mich nicht, und wild genug seh' ich aus. Aber glaubt mir, mein Gott ist mein Zeuge, ich denke an nichts, als daß Ihr meinem armen Vater helfen sollt! Seht, ich habe keine Waffen

bei mir, und Geld braucht Ihr auch nicht mitzunehmen, damit Ihr ja ganz beruhigt sein könnt. Wollt Ihr aber durchaus nicht, nun gut, so geh' ich zurück und lasse meinen armen Alten an den Flaschen des Compagniedoctors sterben. Ich kann für ihn keinen andern Arzt suchen, ako mi Bog! (So mir Gott!)“

So wenig die Art und Weise, wie mich der Grenzer zu beruhigen suchte, ihren Zweck zu erreichen geeignet war, so wollte ich doch weiter kein Mißtrauen zeigen und erklärte ihm, ich sei bereit ihm zu folgen, wenn er seinen Wagen sobald als möglich vor das Haus brächte, damit ich Abends wieder zurück sein könnte.

„Gospodine, ich habe keinen Wagen. In unserm Hause findet Ihr kaum eine Kuh und einen Pflug, viel weniger ein Pferd und einen Wagen. Der Weg ist gut. Ich dachte, es würde Euch lieb sein im frischen Frühling dahinaus zu spazieren. Solltet Ihr müde werden . . . nun seht, ich hab' ein paar Schultern, jede so breit wie ein Pferderücken, die sollen Euch tragen. Kommt nur, wenn Ihr Gott liebt, und seht, daß Ihr mir meinen alten Vater erhaltet!“

Ich sah dem Mann ins Auge. Es hing eine Thräne in den schwarzen Wimpern und ich nahm Hut und Stock und hieß ihn vorangehen.

Ich hatte keine Besorgniß mehr, und es stieg auch keine neue in mir auf, als ich bemerkte, daß mein Führer augenscheinlich die belebtesten Straßen der Stadt vermied und das Festungsthor durch die entlegensten, menschenleertesten Gäßchen zu erreichen suchte.

„Du kennst dich wol in der Stadt nicht zum besten aus und willst mich doch führen“, sprach ich ihn an einer Straßenecke an, als er eben einen neuen Umweg einschlagen wollte, um eine etwas belebtere Straße zu vermeiden.

„D, ich kenne die Stadt sehr gut; aber ich möchte nicht gern dort am Wachtposten vorüber. Das ist der Djordje Tritsch, der dort vor dem Hause des Obersten mit dem Stutzen im Arm auf- und abgeht; ich kenn' ihn sehr gut, und mag nur nicht, daß er mich sieht!“

Wir hatten kaum hundert Schritte außerhalb des Fortificationsrayons zurückgelegt, als der seltsame Mann, der bisher so schnell gegangen war,

daß ich ihm nur mit Mühe zu folgen vermochte, die rothe Mütze küftete, sich den Schweiß von der Stirne trocknete und über einen ziemlich breiten Graben setzte, um einen weniger betretenen Seitenweg einzuschlagen.

„Kommt nur und habt keine Sorge!“ rief er mir zu. „Da geht es sich leichter und nicht so staubig. Dann rücken auch heute die von unserer Compagnie ein, die Wache abzulösen, und ich möchte ihnen nicht begegnen.“

Nach einigen Hundert Schritten gelangten wir ans Wasser, längs dessen sich nun der Weg, kaum an einigen Fußstapfen bemerkbar, über weichen Wiefengrund zwischen Weiden und Brombeersträuchen bis gegen das Gebirge fortzog.

An einem Fleck hart am Wasser blieb der Grenzer stehen.

„Seht Ihr hier die kleinen Ruthenstücke im Gras herumliegen?“ sprach er. „Ob Ihr wol wißt, was das ist? Doch Ihr seid kein Grenzer und kennt das nicht. Das sind die Stückchen von den Spießruthen, wie sie bei den Executionen vom Rücken der Delinquenten abspringen. Ich hab' das kennen gelernt! Und bemerkt Ihr dort

den kleinen Hügel mitten auf dem Platz? Das ist die Stelle zum Garausmachen!"

Dabei machte er das Zeichen des Kreuzes auf seiner Brust und eilte weiter.

Ohne zu wollen, vielleicht auch absichtlich hatte mich der Grenzer einen Blick in die Geschichte seines Lebens thun lassen, und so wenig freundlicher Natur auch das Interesse war, das er vom ersten Augenblick in mir erregt hatte, so glaubte ich doch die Wanderung benutzen zu dürfen, um einiges Nähere über ihn zu erfahren.

„Du eilst mir so voraus, daß ich dir oft zuzurufen muß zu warten“, begann ich. „Wie heißt du denn?“

„Wenn Ihr ein Grenzer wäret, der mich kennt, würde ich gar nicht mit Euch gehen; und wäret Ihr ein Grenzer, der mich nicht kennt, so würde ich es Euch nicht sagen. Ihr seid aber kein Grenzer, so mögt Ihr schon meinen Namen wissen. Ich heiße Ilija.“

„Du dienst noch, deinem Alter nach?“

„Sollte dienen, Gospodine, diene aber nicht. Auf dem Ruthenplatz, an dem wir just vorüber-

gekommen, da haben sie mir's verleidet. Ein Rücken, wie meiner, ist ebenso wenig gemacht, daß ihn ein Türke oder was immer für ein Feind sehen, als daß ihn die Spießruthe zerfleischen soll."

„Du bist also losgekommen?"

„Nein, ich habe mich losgemacht. Ich hab' mir den Abschied selber gegeben und bin nach Bosnien hinübergewandert. Da war ich die ganze Blacerei los."

„Du bist also desertirt? Sag's nur frei heraus!"

„Was denn anders? Euch sag' ich's gerad heraus, Ihr werdet mich nicht verrathen. Aber glaubt mir, wer an meiner Stelle nicht davon-gelaufen wäre, der hätte müssen eine eiserne Haut haben oder ein Engel sein."

„Was ist es denn so Arges gewesen?"

„Kai vraga, was es so Arges gewesen? Da müßt Ihr den Hauptmann fragen, den wir vor zehn Jahren bei unserer Compagnie hatten! Das war ein Italiener, der kein Wort kroatisch verstand. Kein Wort, sag' ich Euch, und kein Mensch in der Compagnie verstand ihn. Und

wenn nicht Alles ging, wie er sich's dachte und wie er es in seinem unverständlichen Welsch befohl, da regnete es Stockprügel über ganze Dörfer. Dazu stellte er allen unsern Weibern und Mädchen nach. Die aber verstanden von seinem Geplapper gerade so viel wie wir, und lachten ihn aus. Das machte ihn noch grimmiger, und weil er seinen Zorn nicht an den Weibern auslassen konnte, schickte er ihre Männer, Väter, Geliebten ins Stockhaus, wie es ihm einfiel."

„Da warf er sein Aug' auch auf meine Schwester."

„Das Mädchen war mit einem Sohne unsers Nachbars verlobt, der Gefreiter war und Corporal werden sollte. Wir waren einverstanden mit der Heirath, weil ein Corporal doch etwas ist und einmal Feldwebel werden kann, wenn's gut geht. Da ist ein Mädchen doch versorgt."

„Einmal kommt der Hauptmann zu ihr, sagt ihr allerhand italienischen Kram vor und zeigt ihr einige Geldstücke. Da kommt just ihr Schatz aus dem Hause. Sie läuft auf ihn zu, fällt

ihm um den Hals, küßt ihn und lacht den Hauptmann aus."

„Das ärgert den Hauptmann nicht wenig. Wenn ich den Jungen vom Hals hab', denkt er, will ich mit dem Mädchen schon fertig werden, und Tags darauf schickt er ihn ins Generalcommando als Schreiber."

„Unser Mädchen hat sich darüber sehr gefränkt, der Hauptmann aber hat nicht nachzugehen lassen ihr nachzugehen, und kommt einmal in einer Stunde, wo er wußte, daß sie allein sei, ins Haus."

„Zum Glück kommt der Vater just vom Feld zurück."

„Der Hauptmann scheint sich dadurch nicht stören lassen zu wollen. Das Mädchen aber fängt an zu weinen und zu klagen, und der Vater, der nicht länger an sich halten kann, wirft dem Hauptmann die Sense vor die Füße und sagt ihm auf kroatisch: «Gospod Kapetan, Ihr seid Hauptmann in der Compagnie, ich bin Hauptmann in meinem Hause. Hab' ich den Dienst, dann hab' ich Euch zu gehorchen und thue es ohne Murren. Sucht Ihr aber Dienst

in meinem Hause, wovon im Reglement nichts steht, dann habt Ihr mir zu gehorchen, und so befehle ich Euch, die Stube zu verlassen!»

„Der Hauptmann, der wenigstens so viel kroatisch verstand, daß er wußte, was die funkelnden Augen meines Vaters zu bedeuten hatten, fing an zu fluchen, mit der Faust auf den Tisch zu schlagen und drohte mit Brügeln. Mein Vater aber ließ ihn nicht zwei mal auf den Tisch schlagen und schaffte den Hauptmann vor das Haus-
thor.“

„Noch an demselben Abend aber ward er festgenommen und mit zehn Mann Bedeckung nach der Stadt ins Stabsstockhaus geführt.“

„Daß ich's Euch kurz sage, da nutzte nichts all sein Erzählen, da nutzte nichts alles Weinen meiner Schwester. Der Hauptmann gab an, er sei in keinen andern als in Disciplinarangelegenheiten im Hause gewesen, und der Auditor verurtheilte meinen Vater wegen Insubordination zu funfzig Stockstreichen. Der arme Alte, damals ein Mann von sechsundfunfzig Jahren, hielt sie aus — und blieb von Stunde an ein Krüppel. Ihr werdet ihn sehen.“

„Mich aber ließ es zu Hause nicht mehr ruhen, und ich schwur, mich zu rächen.“

„Gott ist mein Zeuge, es war die geringste Rache, die ich schwören konnte. Ich wollte nichts weiter, als daß der Hauptmann von unserer Compagnie, daß er von der Grenze wegkomme, damit ich ihn aus den Augen hätte, denn ich konnte nicht gut für mich stehen.“

„Da sprach ich denn mit einigen Kameraden und ging zum Obersten und sagte ihm, wir haben einen Hauptmann, den wir nicht verstehen, so wie er uns nicht versteht, der sich keine Mühe gibt, auch nur etwas von unserer Sprache zu erlernen. Es komme deshalb jeden Augenblick in der Compagnie zu Verwirrungen und Excessen. Es habe früher in zehn Jahren nicht so viel Stockstreiche in der Compagnie gegeben, als jetzt seit einigen Monaten, und daran sei nur der Hauptmann schuld, den wir nicht verstehen; und kurz, der Hauptmann taue für uns nicht, und wir wollen einen andern, der kroatisch sprechen könne.“

„Was, Bursche, du willst Meuterei stiften?“
schrie der Oberst.“

„Ich wanderte ins Stockhaus und mußte zehnmal Gassen laufen.“

„Da dacht' ich denn: hol' mich der Teufel, wenn ich ferner in der Grenze bleibe! Und lief über's Wasser zu den Bosniaken, und da lebte ich — fragt mich nicht wie . . . wie eben ein Uskoke leben kann — seit zehn Jahren, ohne daß mein Vater oder sonst Jemand um mich wußte. So oft ich aber konnte, schickte ich ihm Etwas, aber so heimlich, daß er wol merkte, daß es von mir sei, und doch nicht herausbringen konnte, wo ich mich aufhielt.“

„Da erfuhr ich vor vier Tagen, daß er sterbenskrank darniederliege, und da konnte ich es nicht über's Herz bringen und schlich mich über's Wasser ins Regiment herein, um dem verkrüppelten Alten mit meinen starken Armen zu helfen, oder ihn doch vor seinem Sterben noch einmal zu sehen.“

„Nun wißt Ihr Alles, Gospodine, und nun wißt Ihr auch, warum ich in der Stadt dem Djordje Jritsch ausgewichen bin und auch nicht gern der Wachtablösung begegnen mochte. Wenn mich Einer erkennt, so ist's um mich geschehen.“

Und ich sage Euch, gerade wie mein Rücken für die Spießruthe, ist mein Hals auch für den Strick zu gut. Bogme, ich bin ein ehrlicher Kerl, wie irgend Einer, wenn auch der welsche Hauptmann jetzt Oberstlieutenant und mein Schwager noch nicht Corporal ist, und ich als Deserteur unter den Bosniaken wohne!"

Während der Grenzer mir diesen nicht sehr heitern Abriß seines Lebens entwarf, hatten wir das Gebirge erreicht und konnten von einem Hügel das enge Thal übersehen, durch das sich das Wasser herabschlängelte, längs dessen wir eine gute Strecke gegangen waren und an dessen beiden Ufern das kleine Grenzdorf zerstreut lag, Haufen weit auseinander gelegener strohbedeckter Hütten, geschieden durch Zäune und Gemüsegärten.

Auf einer Anhöhe am obern Ende des Dorfes stand das einzige steinerne Haus, zwar ebenfalls nur einstöckig, doch mit Schindeln gedeckt und weittläufiger als alle andern. Ein Grenzsoldat in zwillischenem Kittel und weiten Zwillichbeinkleidern ging davor als Schildwache auf und ab.

„Seht, Gospodine, dort hat der welsche Haupt-

mann gewohnt und dort wohnt auch der jetzige“, erklärte mir mein Führer. „Es ist der zweite seit der Zeit. Beide sind Kroaten, und die Compagnie ist wieder die ordentlichste im ganzen Regiment. . . . Das kleine Haus dort unten am Wasser zwischen den zwei Apfelbäumen ist das meines Vaters.“

Der Weg, der vom Hügel ins Dorf hinabführte, war ein ziemlich bequemer und wir konnten in einigen Minuten das bezeichnete Haus erreicht haben. Der Grenzer aber schien nicht gesonnen, den nächsten Weg auch für den sichersten zu halten, und ich mußte es mir gefallen lassen, ihm über Felsen und Gräben, durch Gesträuch und über Verzäunungen zu folgen, um unbemerkt ins Dorf und ans Haus zu gelangen.

Wir überstiegen noch eine Plankenwand und befanden uns in einem verwahrlosten Küchengarten, dessen Beete nur hier und da einen Kohlbusch unter dem reichlich wuchernden Unkraut hervorblicken ließen. Es war der Garten, der zu dem Hause gehörte, in das mich der Grenzer führen wollte, und nach wenigen Augenblicken

standen wir vor einem Pförtchen, das von rückwärts ins Haus führte.

„Verhaltet Euch jetzt ruhig, Gospodine, damit wir nicht verrathen werden, wenn ein Fremder darin sein sollte“, sprach der Grenzer und klopfte leise an das Pförtchen.

Da man es nicht zu hören schien, klopfte er etwas stärker.

„Tko je? (wer ist's?)“ ließ sich von innen eine kräftige Mannsstimme vernehmen.

„Otvori! (öffne!)“ antwortete mein Führer.

„Bome neću! (bei Gott, das thue ich nicht!)“ erwiderte die Stimme von innen und schien sich zu entfernen.

„Čuješ brate, jel me više nepoznaš? (hörst du, Bruder, kennst du mich nicht mehr?)“ rief mein Führer zurück und warf zum Zeichen, daß er es sei, seine rothe Mütze über den Zaun in den Hof.

Nun wurde das Pförtchen geöffnet.

Den Mann, der es aufgethan, erkannte ich an der Mütze als Gefreiten. Er grüßte mit soldatischer Ehrerbietung und fragte mich auf gut

deutsch: „Sind Sie vielleicht der Herr Doctor aus der Stadt?“

Ich bejahte und bat ihn mich zu dem Kranken zu führen.

„Zum Kranken? O, dem ist schon besser“, gab er zur Antwort und schritt durch einen dunkeln Gang ins Haus.

Hier öffnete er eine niedrige, von jahrelangem Rauch gebräunte Thüre und bat mich einzutreten.

Da ich aus dem hellsten Sonnenlichte kam, erschien mir der Raum doppelt finster und unwirthlich, als er wirklich sein mochte. Der Boden war festgestampfte Erde, der Ofen nahm drei Biertheile des Raumes ein, und ein elendes Bettgestell, ein schlechter Tisch und eine Bank machten das ganze Mobiliar aus. An einem Nagel an der Wand hingen einige abgenutzte Monturstücke und altes Riemzeug.

Ich trat ans Bett, in welchem ich den Kranken vermuthete.

Eine weibliche Gestalt lag quer über dasselbe hingebeugt, das Gesicht in die Kose gedrückt, die das einzige Bettzeug zu sein schien.

Sie bemerkte mich nicht und erhob sich erst, als ihr der Gefreite auf die Schulter klopfte und ihr bemerkbar machte, daß der Doctor da sei.

Im Bette lag auf einem elenden Sack ein Greis mit kahlem Haupt und weißem Bart. Das Auge war geschlossen, der Athem ging nicht mehr.

Mein Führer, der sich eine Weile im Vorhause aufgehalten hatte, wahrscheinlich um seiner Sicherheit wegen das Haus abzuschließen, trat nun ein.

„Nun, Gospodine, wie findet Ihr meinen Vater?“ Mit diesen Worten eilte er auf mich zu.

„Es ist ihm besser als dir“, antwortete der Gefreite statt meiner. „Gott hat ihn zu sich genommen.“

Den Scenen, die nun nicht ausbleiben konnten, mochte ich um so weniger beiwohnen, als es Abend zu werden begann. Jammernd rang das Weib, die Tochter des Verstorbenen, die Hände, und ihr herzerreißendes „Joj meni“ mußte in kurzer Zeit das ganze Dorf zu gleicher Klage zusammenschließen.

Mein Führer schien dies vorauszusehen und nicht gewillt, den Zusammenlauf abzuwarten.

Mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes warf er sich über die Leiche und küßte sie. „Ich hab' dich gesehen, und mehr hab' ich in der Heimat nicht zu suchen!“ rief er, umarmte dann die wehklagende Schwester, sprach mit dem Gefreiten heimlich einige Worte, trat dann zu mir, drückte mir die Hand und sagte: „Nun können wir wieder gehen.“

Eine halbe Stunde später hatten wir auf demselben Wege, auf dem wir gekommen, den Hügel wieder erreicht.

„Ich danke Euch, Gospodine“, sprach hier der Grenzer. „Ihr seht, daß man ein Grenzer, ein Deserteur sein, unter den Bosniaken wohnen und doch ein ehrlicher Kerl bleiben kann!“

Hierauf verschwand er im Gebirge.

Der Gefreite begleitete mich bis vor die Stadt. —

Indessen wollen wir mit unserm Freunde Athanassje nicht weiter rechten, und uns nur freuen, die zerstreuten Dächer des kleinen Compagnieortes, den unser glücklicher Freund seine

Heimat nennt, uns, wenn auch noch aus ziemlicher Ferne, aus einer Fülle blühenden Baumgebüsches entgegenschimmern zu sehen.

Bald ist der Weg dahin zurückgelegt, und wir freuen uns dessen doppelt, da wir sogleich Anlaß finden, unser milderer Urtheil durch einen ebenso schönen als rührenden Zug in Athanassie's eigener Heimat bestätigt zu finden.

Athanassie Pawlowitsch hätte sich in dem Stabsorte keine Secunde aufhalten, hätte seinen Gäulen keine Minute Zeit zum Ausschmaufen lassen dürfen, wenn er sich in seiner Heimat nicht um den Genuß eines ersten überraschenden Eindruckes bringen wollte. Indes er seine pflichtschuldigen Reverenzen machte und den Regimentschneider außer Athem brachte, hat ein vom Garnisonsdienst zurückkehrender Nachbar die Nachricht von seinem Avancement zum jüngsten Lieutenant des Regiments längst heimgebracht, und die Kunde davon hatte sich bereits nach allen Richtungen der Windrose verbreitet.

Um den Effect der Ueberraschung war somit unser Freund gebracht. Dafür aber harrte seiner ein anderer, gewiß nicht minder schöner und

wohlthuerender Effect, um den wir ihn, wenn auch gewiß um sonst nichts Anderes, beneiden!

Wer kennt nicht die knappen blauen ungarischen Hosen, die braunen Waffenröcke mit den orangegelben Aufschlägen, die schwarzen Ueberwurfsriemen und die Czafos mit den weithinschimmernden Messingrosen vorne auf? Das sind ja Grenzer in Parade! Nur die blitzenden Gewehre fehlen noch, und man könnte meinen, es sei zur höchsten Parade, zum Empfang irgend eines Generals oder gar kaiserlichen Prinzen, wie sie dort am Eingange des Dorfes zu beiden Seiten der Straße aufgestellt sind. Selbst die grünen Eichenreiser haben sie über die funkelnden Czaforosens gepflanzt!

Athanassje Pawlowitsch — ich wette was du willst, das gilt dir!

Siehst du! Ich habe mich nicht geirrt! So wie wir an sie herankommen, erheben sie Alle wie auf ein Commando die Arme und dir entgegen und begrüßen dich mit einem donnernden „Živio Athanassje Pavlović! Živio gospodin lajnaut Pavlović! Živio náš Athanassje, gro-

movito! (Es lebe Athanassje Pawlowitsch! Es lebe der Herr Lieutenant Pawlowitsch! Es lebe unser Athanassje, hoch!)“, daß die Säule vor deinem Karren scheu werden, Selenka sich durch einen Satz über den Straßengraben zu retten sucht und der Schafpelz auf dem Heubund alle seine phaethonische Kunst in Anwendung bringen muß, um einen Umsturz zu verhüten.

Nun sind wir gar von ihnen umringt; nun mußt du aus dem Wagen, mußt der Reihe nach von ihnen zuerst die gehorsamste Salutirung und dann die herzlichste Umarmung entgegennehmen, und kannst es ihnen nicht wehren, daß sie dich in ihre Mitte nehmen und unter Jubelruf und Gesang in das Dorf begleiten.

Dir treten die Thränen in die Augen? Du weinst wie ein Kind? Ei doch, jüngster Offizier deines Regiments, nur immer zu! Ein Grenzer darf auch einmal einen schönen Moment haben, in welchem ihn Freudenthränen entquillen!

Und nun sieh! Wer kommt uns denn noch da mitten im Dorf entgegen? Ist das ein Händeringen, ist das ein Wehklagen, als wäre

das größte Unglück über diese Weiber herein-
gebrothen! ... Das ist ja dein Weib mit deinen
drei Töchtern! Und das halbe Duzend kleine
Enkelein um sie her, das thut ja gar, als hätte
ihm Gott weiß wer was zu Leide gethan! Schließe
sie in deine Arme, drücke sie an die hochwattirte
Brust deines neuen Offiziersbrockes, weine mit
ihnen, so viel dir wohlthut, deinem Sterne am
Kragen thut das keine Schande!

Und nun ins Haus! ...

Aber unaufgehalten, das seh' ich schon, kommst
du da noch nicht hin! Der Herr dorten in der
commoden Campagneuniform, mit Spornen und
Reitpeitsche, der scheint dich auch noch zu er-
warten. Das ist der Hauptmann deiner Com-
pagnie, derselbe, für den du alle Rapporte ge-
schrieben, für den du so oft in den Stabsort
gelaufen, dessen Secretär, Factotum und rechte
Hand du gewesen! Nun reicht er dir seine Rechte,
umarmt dich und küßt dich ebenfalls, und nennt
dich „brate! (Bruder!)“

Gib dich hin, Athanassie! Lass' all' Das
über dich ergehen! Der heutige Tag ist noch
dein, heute noch magst du dich im Hause deiner

Väter freuen! Morgen vielleicht schon trifft der Befehl ein, du wirst an deinen Posten commandirt und packst deine sieben Sachen zusammen, dein neues Zelt aufzuschlagen, wohin dich der Zufall des Commandos wirft!

VII.

Eine Colonie von Pensionisten. — Nun ist er noch höher avancirt!

Morgen? Nein, Athanassje Pawlowitsch! Morgen sind wir noch deine Gäste und wollen von dem kleinen Ausflug profitiren, den du zu dem alten Gospon Kapetan vor hast, um nun auch ihm, unter dem du dir deine ersten militärischen Spornen erwarbst, deine dankbare und geziemende Aufwartung zu machen.

Wir wissen recht gut, daß das nicht deine Pflicht ist; denn so ein alter pensionirter Hauptmann — was zählt der einem Offizier der activen Armee gegenüber? Eine Null; noch dazu eine solche, die nicht einmal eine Stelle ausfüllt! Es ist nur dein guter Wille, ein schöner Zug

deines Herzens, ein Act der Pietät, den du dem alten Manne gegenüber nicht unterlassen kannst, in dessen Hand die Vorsehung den Stock gelegt, der dich einst für deinen hohen Beruf von heute würdig vorbereiten sollte. Und dann — wir wollen dir die Empfehlung nicht schenken, die du uns von ihm an den alten Fiskal bei Semlin, seinen alten Herzensfreund, zugesagt! Darum frisch angespannt! Lass' den Mann auf dem Heubund wieder seine Pferdediaologe beginnen und hinaus in das morgendlich grünende Land!

Der Weg, den wir zurückzulegen haben, ist, wir können das nicht leugnen, keineswegs von den besten. Wir zweifeln zwar nicht, daß die Unterhaltungskosten dafür in den Büchern der ehemaligen Hofkriegskanzlei aufs gewissenhafteste in Kreuzern und Pfennigen verzeichnet sich vorfinden; daß aber jemals eine menschliche Hand sich damit befaßt habe, an ihn auch nur einen aufräumenden und ebundenen Spaten anzulegen, daran zu zweifeln glauben wir vollkommen berechtigt zu sein. Glücklicherweise dauert die herz- und nierenerschütternde Fahrt zwar lange genug, um uns müde und lahm, doch noch nicht so lange,

um uns vollkommen todt zu rütteln, als wir uns endlich dem mühsam erstrebten Ziele in ersehnter Nähe sehen.

Im Thale da unten, rechts an der Straße liegt das Dorf! Ein ganz schmuckes, freundliches Dertlein von, genau gezählt, zwölf Häusern, in denen, wie uns unser Freund Athanassie im Vornherein unterrichtet, wieder genau gezählt, nicht mehr als zwölf alte Offiziere und ein alter Unterchirurgus wohnen, und in Ruhe und weltabgeschlossener Gemüthlichkeit den Segen ihrer kleinen Pensionen und kleinen Grundstücke verzehren.

Nicht freudiger mag das Herz dem Pilger in der Wüste pochen, wenn er nach wochenlanger, martervoller Wanderung Mekkas stolze Minarete im Morgenroth erglimmen sieht, als uns das unsere beim Anblick des Zwölfdächerdorfes, des Zieles unserer Wanderung, die wir, trotz aller Pietät, dennoch schwerlich unternommen haben würden, wenn wir von all' den Dornen eine Ahnung gehabt hätten, über welche der Weg in dieses Himmelreich führt. Selbst die arme Selenka und der Wallach, die in stoischer Ergebenheit den

Karren über Stock und Stein bis hierher geschleppt, scheinen bei dem Anblick des Duzends Giebel von einer stillen Borne durchzuckt zu werden. Wenigstens wiehern sie beide einmal auf, schütteln den Rest von Mähnen, den ihnen die grausame Zeit gelassen und geben sich beim Herabfahren über die letzte Anhöhe alle erdenkliche Mühe, um nicht minder glücklich als bisher die tragische Katastrophe eines Umsturzes zu verhüten.

Endlich nach dreistündigem Märtyrthum halten wir auf dem kleinen, freien Plage neben dem alten, moosigen Meilenstein, welchen die zwölf Apostel von Häuschen im Kreise umstehen, still, und vergönnen den armen Thieren auszuschnaufen.

Ein merkwürdig stiller, schweigsamer Ort das; das Laub an den Bäumen hört man flüstern. So weit das Auge seine Blicke sendet, kein athmendes Wesen zu entdecken, ein Duzend rothhäufiger Truthähne ausgenommen, die still und stolz im Sonnenschein einherwandeln und verstreute Maiskörner aufspicken, und bei unserm Anblicke stehen bleiben und uns befremdet anschauen, als

wollten sie fragen: „Wer seid Ihr und was wollt Ihr hier? Da wohnen wir, wenn Ihr's wissen wollt, und keine lebendige Seele weiter!“

Wir sind aber noch nicht recht aus dem Karren gestiegen, als wir die Thüre eines der Straße zunächst gelegenen Häuschens sich aufthun und eine stämmige, wohlbeleibte Gestalt in Stulpschiefel und pfefferfarbenem Ueberrocte, mit rothem Halstuche und gleichfarbiger Nase, die rechte Hand auf ein langes spanisches Rohr gestützt, daraus hervortreten sehen, die uns zuruft:

„Kai vragal! Bist du's, Athanassje? Ah, schön, sehr schön von dir, daß du kommst! Bogme, verlo lepo! . . . Kutscher! Die Selenka hier unter den Baum in Schatten stellen und den Wallach auch! . . . Matho! Mathizo! Heu! Hafer! Wasser! Jebem ti, mir scheint, du schlafest! . . . Belieben! Belieben nur weiter!“

Kein Zweifel, das muß er sein!

Athanassje Pawlowitsch macht sein Compliment, präsentirt erst sich als den jüngsten Lieutenant seines Regiments, dann uns — und siehe da, wir haben uns nicht geirrt! Es ist des Gospon

Kapetan höchsteigene Person, der die Stentorstimme angehört, mit der dies Alles hervorgebracht worden.

„Na, habe schon gehört, brate! Gratulire!“ drückt er mit einer Treuherzigkeit Athanassie's Hände, von der wir überzeugt sind, daß sie an den Fingern jedes andern sterblichen Menschen stundenlang ihre Spuren in Form tiefer Eindrücke zurücklassen müßte, indem er mit einer Barschheit der Stimme und zugleich Gutmüthigkeit des Gesichtsausdruckes, wie sie vereint nur ihm eigen sein mögen, seine Freude an dem Besuche durch wiederholtes „Verlo lepo! Verlo lepo!“ zu erkennen gibt.

Nachdem er zuerst auch unsere Rechte von der Ungeheucheltheit seines Wohlwollens eindrucklich überzeugt, und dann auch unserer Linken die gleiche Ueberzeugung beizubringen die unzweideutige Absicht kundgibt — eine Ueberfülle von Freudebezeugung, der wir uns jedoch durch eine geschickte Wendung zu entziehen so glücklich sind — betreten wir mit ihm das Haus.

An der Durchfahrt stoßen wir auf einen Jungen von sehr verödetem Aussehen und noch

verödeterm Anzuge vom größten, einst vielleicht weiß gewesenen Linnen.

Er hat sich eben auf einer, ihrer eigentlichen Bestimmung nach zu einem Hühnerkäfig gehörigen Stableiter vom Heuboden herabgelassen und versucht sich mit verschlagener Demuth hart an der Wand hin und an uns vorüber vor's Haus zu schleichen — wahrscheinlich im drückenden Bewußtsein, daß es nicht geheuer sei, dem Gospon Kapetan in einem Zustande zu begegnen, der deutlich genug verräth, daß man um diese Stunde, statt zu arbeiten, im Heu gelegen und geschlafen hat.

In der That auch sehen wir den Gospon Kapetan beim Anblicke dieses menschlichen Wesens ganz verhängnißvoll sein spanisches Rohr erheben, so daß es Mathizo — denn Niemand anderes ist dieser heugeschmückte Jüngling — in richtiger Voraussicht der Dinge, denen eine dergleichen Bewegung voranzugehen pflegt, für gerathen hält, sich ein wenig zu ducken.

Indeß scheint der gestrenge Hausherr, vielleicht in Rücksicht auf seine Gäste, Gnade für Recht walten lassen zu wollen, und begnügt sich die

spanische Rohrbewegung durch ein kleines Gewitter von Ausrufen zu commentiren:

„Vrag ti dušu! Hast du wieder gefaulenzi? Zwei mal habe ich dich gerufen und nicht ein mal hast du mich gehört! . . . Heu! Hafer! Wasser für die Selenka und den Wallachen! . . . Und dann gehe zu den Herren! Rapport: Der Athanassje ist hier; herkommen! . . . Jebem ti!“

Damit stampft er mit dem rechten Fuße, klopft mit dem spanischen Rohre auf das rothe Ziegelpflaster und lacht dem entschlüpfenden Jungen so homerisch nach, daß das kleine Häuschen zu erzittern scheint.

„Ein Teufelskerl, bogmel! Aber so muß man sich Respect verschaffen. Ohne Stock gibt es auf Erden keinen Gehorsam! . . . Aber belieben! Belieben nur! Wollen wir nicht lieber in den Garten, anstatt hier in der Zugluft stehen bleiben? Ist ja kein Commando!“

Mit diesen Worten geleitet er uns durch einen kleinen, mit allerhand ökonomischen Geräthen gefüllten Raum, den „Hof“, wie er ihn nennt, an ein schmales Plankenspörtchen, und bittet uns, in seinem „Garten“ einzutreten.

„Nicht wahr, kein Hofgarten? Aber mit sechshundert Gulden Pension kann man auch keinen Hofgärtner halten“, bemerkt er, indem wir seiner Einladung nachkommen; allerdings etwas überflüssig, da der Anblick, der uns da gewährt ist, keineswegs geeignet ist, die Gedanken sich auch nur überhaupt bis zu einem Gärtner verirren zu lassen.

Nicht als ob wir die Vegetation, die uns umwuchert, nicht reich nennen müßten; vielmehr finden wir sie durch Tausende von Gattungen vertreten; nur daß diese das Unglück haben, dem bisher so geringgeschätzten Proletariate der Pflanzenwelt, dem Unkraut anzugehören. Was von Grund und Boden nicht von diesem in Beschlag genommen ist, daraus ragt uns ein Wald von Kukuruzbüschen entgegen oder das haben harmlos blühende Kartoffeln inne.

Die Baumwelt finden wir nur durch einige Apfelbäume, den Luxus durch einen verkümmerten Rosenstrauch vertreten, an welchem eine einzige gesenkte Rose hängt; „eine Elegie auf die Einsamkeit, die der Lenz hierher geweint“, wie ein junger Lyriker sagen würde.

Gospon Kapetan aber, der nichts weniger als Lyriker ist, faßt uns am Arm und schiebt uns ohne viel Reflexion mit den Worten: „Be-
lieben nur weiter“ zwischen den Kukuruzbüschen und den Kartoffelstauden in eine Ecke des Gartens, die er seine „Lieblingsstelle“ nennt.

Diese Lieblingsstelle soll eine Art Laube vorstellen; so viel wird uns auf den ersten Blick zwar klar, da wir nicht umhin können, nicht ohne rührende Theilnahme zu bemerken, wie sehr sich einige Weinranken bemühen, sich zu einem schattenden Dache zu vereinen. Allein es will ihnen dies nicht recht gelingen, und Mathizo scheint sich durch dies fruchtlose Streben veranlaßt gesehen zu haben, den Mangel an schattigem Laub durch einige Bündel Kukuruzstroh zu ersetzen, die er quer über das Laubdach gelegt. Eine ringsum führende Bank und ein großer, viereckiger Tisch tragen dazu bei, Das zu vollenden, was Gospon Kapetan seine „Lieblingsstelle“ nennt.

Wir setzen uns nieder.

„Erfreuliche Nachrichten vom Herrn Fiskal?“
eröffnet nun unser Freund Athanassie die Con-

versation in einem Ton, in welchem er zu unserm Vergnügen schon einen, für seine junge Offizierschaft hohen Grad von Sicherheit beurfundet.

„Aus Semlin?“ erwidert Gospon Kapetan.
 „O, der lebt ja wie ein kleiner Herr Gott in seinem kleinen Himmel! Was fehlt dem? Geld genug, Freunde genug, Pferde auch; . . . freilich die Gesundheit! Aber der ist kein Verlorener, der weiß sich zu helfen! . . . Wollt gleich an seiner Stelle sein! . . . Sie müssen ja über Semlin?“ wendet er sich gegen uns.

Wir sprechen unsere bezügliche Absicht aus.

„Da könnten Sie mir ja einen Gefallen thun, wenn Sie ein paar herzliche Grüße von mir mitnehmen wollten? Bogme, es wird Sie nebenbei auch nicht gereuen, meinen alten Specialis kennen zu lernen. Herrliche Tafel, göttlichen Wein und — charmante Nichte!“

Wir übernehmen es, die Grüße bestens zu bestellen, und erbitten uns nur zu deren Legitimierung, wenn möglich, einige geschriebene Worte.

„Vraga, geschrieben!“ meint Gospon Kapetan.
 „Wenn ein Kamerad sagt: Grüß' dich Gott, Bru-

der! muß da auch Linte dabei sein? Bogme, gerade, wie bei unserm Regiment!“

Zuvorkommend hat Freund Athanassje indessen ein Blättchen Papier aus seiner Briefftasche hervorgeholt, einen Bleistift dazu hingelegt, und seine eigene geistreiche Bemerkung herzlich belachend, schreibt Gospon Kapetan darauf: „Sve gromovito!“ (beiläufig so viel wie: Alleweil lustig!) und unterzeichnet's mit einem unleserlichen Namenszug.

„Erfreuliche Nachrichten vom Herrn Sohn?“ lenkt nun Athanassje das Gespräch weiter fort.

„Seit einigen Wochen keine“, erwidert Gospon Kapetan. „Als er mir das letzte mal schrieb war es aus Bukurest. Mit nächstem rücken wir gegen die Donau vor, schrieb er mir damals; da habe ich Aussicht Kapitän zu werden; denn die Türken, sagt man uns, schießen so gut, daß sie die Offiziere wie die Spazzen vom Dache weg fegen. Da fallen gewiß ein paar Hauptleute von unserm Regiment und ich muß vorrücken. — Verflirter Junge das, bogme! Spricht vom Todtschießen, wie wenn's Rebhühner wären. Wenn er aber einmal Hauptmann ist, darf er

nicht mehr bleiben. Da muß er mir in die Pension. Eine kleine Blessur oder so etwas wird sich schon finden. Dann muß er her zu mir und mit mir da leben. Meine kleine Colonie braucht Zuwachs, braucht junge Leute, wenn sie nicht wieder zu Grunde gehen soll!"

„Ihre Colonie, Herr Hauptmann?“ fragen wir neugierig.

„Meine, ganz die meine“, erwidert Gospon Kapetan nicht ohne Selbstzufriedenheit. „Wie Sie den Ort sehen, ist er nicht älter als mein Pensionsstand. Nach dem Frieden von 1815 habe ich mir das erste Haus gebaut und nach und nach sind die andern hinzugekommen, auch lauter pensionirte Offiziere, und so leben wir hier in Eintracht beisammen.“

Wir können darauf die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der Herr Hauptmann demnach sehr frühzeitig in Pension gegangen zu sein scheinen.

„Mit vierundzwanzig Jahren“, ist Gospon Kapetan so gütig uns darauf zu erwidern. „Als die Franzosen Kroatien besetzten, war ich ein achtzehnjähriger Bursch, eben von Carlowitz und

Best zurückgekehrt, um Soldat zu werden. Als Offizierssohn schickte mich der damalige französische Präfect zur Armee an den Rhein. Von dort kam ich nach Preußen und machte als Offizier den Zug nach Rußland mit. Vor Moskau wurde ich Capitän. . . .“

„Hören Sie“, fährt er nach einer kleinen Pause fort, „wer nicht die Geschichte von Moskau mitgemacht hat, der weiß nichts zu erzählen. Wir standen vor der Stadt. Des andern Tags wollten wir einrücken. Da röthete sich schon in der Nacht der Himmel an einigen Ecken und wir glaubten, daß hier und da zufällig Feuer ausgebrochen. Gegen Morgen wurden die Flammen des Tageslichts wegen weniger sichtbar; dafür lag über Moskau ein dicker, undurchdringlicher Mantel von Rauch. Napoleon ritt an den Colonnen vorüber, so bleich aber und so ernst, wie wir ihn früher noch nie gesehen. Endlich rückten wir ein. Der Rauch und die Flammen fuhren zwischen den Häusern so dick und gewaltig hin und her, daß wir nur mühsam vordringen konnten. Wir drangen in die Häuser. Alles leer. Möbel, Bettzeug, Leinen, Fässer, Stroh, ganze

Klafter Holz waren in die obersten Stockwerke und unter die Dächer geschafft und nur hier und da konnten wir einen einzelnen Menschen bemerken, der mit einem brennenden Stück Holz oder mit einer Fackel sich unter ein Dach schlich, um Feuer zu legen oder in gleicher Absicht sich über die Planken eines Hofes hinüberzuschwingen. Es waren dies meist zurückgelassene Diener oder Gefangene, die in Freiheit gesetzt worden waren und sich ihre Freiheit durch Brandlegung verdienen sollten. Die armen Teufel! Da ward es wirklich wahr, was gehenkt werden soll, das ersäuft und verbrennt nicht. Wir erhielten Befehl, Jeden, der beim Versuche zu zünden ertappt werden würde, aufzuknüpfen. So geht es im Krieg! Hab' selbst so einen Armen müssen an einem Laternenhaken beseitigen lassen. Hat mir sehr leid gethan; war ein prächtiger Bursch, schlank wie ein Baum, jung, schön; wahrscheinlich ein junger Adelliger, der sich in den Flammen hat opfern wollen oder — müssen. Leute von meiner Compagnie griffen ihn auf, als er eben mit der brennenden Fackel durch's offene Fenster in ein Haus steigen wollte und brachten ihn zu mir.

„Thut, wie das Commando lautet“, sagte ich und wandte mich ab. Ich war selber noch ein junger Bursch und mochte es nicht mit ansehen, wie die Grenadiere gehorchten.“

„Auf dem Rückzuge aus Rußland blieb ich in einem polnischen Orte als Marodeur zurück. Da hatte ich in dem Zeitraum von einem Jahr mehr Freud' und Leid zu erleben, als all' mein übrig Lebtag zusammen. Ich heirathete, bekam einen Sohn, verlor dabei mein Weib und mußte mein Kind bei seinen Großältern zurücklassen, um auf österreichischen Grund und Boden zurückzukehren, wo ich dann wieder als Hauptmann eintrat und als solcher fast alle Feldzüge bis zum Frieden mitmachte.“

„Daß ich nicht Stabsoffizier geworden, daran ist nur die Kleinigkeit schuld, daß, um ein geschickter Stabsoffizier zu sein, es nicht hinreicht, ein Compagnie commandirt zu haben. Ich hatte, um ehrlich zu reden, kein Geschick und noch weniger Aussicht dazu. Ich hab' immer wacker dreingeschlagen, wo eben nur dreinzuschlagen war; aber zum Commandanten gehört mehr. Ein alter Hauptmann sein, während meine Kameraden

den Generalshut bekamen, mocht' ich auch nicht, so ging ich denn, vierundzwanzig Jahre alt, in Pension.“

„Meinen Buben sah ich während der ganzen Zeit nur ein mal — kurz bevor er Soldat geworden. Ein herrlicher Bursch war's! So gern ich lebe, so gern hätt' ich ein paar Jahre meines Lebens darum gegeben, ihn in einem Grenzregiment unter österreichischer Fahne zu sehen. Aber sein Großvater wollte davon nichts hören. Von dem hatte er einmal ein großes Vermögen, von mir nichts zu erwarten; ich mußte es geschehen lassen, daß er in russische Dienste trat. So hab' ich denn einen Sohn und all' mein Lebtag nichts von ihm als Briefe und Briefe, und ihn selbst — wer weiß würd' ich ihn jetzt erkennen, denn der Junge muß ja schon, bogme, ein Bierziger sein! Doch was ist zu thun, ein alter Soldat muß mit Allem vorlieb nehmen, was ihm das Leben einbrockt. Könn't's auch nicht ändern, wenn ich ihn gar nicht mehr wiedersehen dürft'! So eine türkische Kugel fragt nicht: Hast daheim einen alten Vater? ...“

Einige ziemlich geräuschvolle Versuche zu

husten, die offenbar von mehrern Urhebern herühren, machen hier den Ergießungen des Gospon Kapetan ein Ende.

„Ah, da sind sie! Da sind ja die Andern!“ fährt Gospon Kapetan auf diese Geräusche empor, indem sich seine Züge zugleich wieder erheitern und er nicht ohne Mühe eine etwa kleinteller-große Tabacksdose aus einer der vielen Taschen zu Tage fördert, mit denen sein Rock versehen ist, und sie auf den Tisch stellt.

Wirklich hören wir bald die Gartenthür knarren und Ein Mann hoch treten elf, theils stämmige, theils schwächliche Gestalten aus den Kukuruzbüschen hervor, in denen alsbald die elf übrigen pensionirten Offiziere zu erkennen, uns nicht schwer wird.

Die meisten tragen das Kanonenkreuz, Alle graue Röcke und spanische Röhre.

Hinterdrein hinkt ein Chirurgus, ein kleines Männlein mit glattrasirtem Angesicht und kahlem Kopfe, das immer lächelt und sich die Hände reibt.

Dhne viele Ceremonien greifen die Herren, Einer nach dem Andern, eine ausgiebige Priße

aus des Gospon Kapetan geräumiger Dose, worauf sie ihre Plätze einnehmen, nicht ohne daß ihnen Freund Athanassje erst seine und sie ihm dann ihre Gegenreverenß zu machen bedacht wären.

Nur der Chirurgus glaubt das Ceremoniel, das ihm die militärische Etiquette in Gegenwart von zwölf Offizieren auferlegt, nicht außer Acht lassen zu müssen, und unterläßt es nicht, erst den rechten Fuß etwas vorzuschieben, das linke Knie etwas zu beugen und sein Gesicht zu einem anmuthigen Lächeln zu verziehen, ehe er einige Stäubchen des Nießpulvers aufs niedrigste zwischen Daumen und Zeigefinger faßt und sie ebenso niedrig seiner zarten Nase einverleibt, zu welchem Zwecke er auch nicht vergißt, sich etwas seitwärts zu neigen.

Nachdem dies geschehen, nimmt er der Letzte auf dem letzten Ende der Bank Platz, jedoch bescheidentlich so, daß nur die Hälfte seines ohnehin leichten Leibes mit der Kante der Bank in Berührung kommen kann.

Wir werden der versammelten Gesellschaft vorgestellt.

Der akademische Titulus, der uns anhängt, versetzt den Herrn Chirurgus für den ersten Augenblick in sprachlose Ueberraschung. Sichtbar verlegen scheint er damit beschäftigt, seinen Geist zu sammeln, welches, ihn wahrscheinlich sehr anstrengende Geschäft, er ohne Zweifel durch ein mit wunderbarer Schnelligkeit bewirktes Reiben der Hände zu unterstützen hofft. Endlich rutscht er von der Kante der Bank auf, nimmt neuerdings die obenbeschriebene Stellung ein und versucht einige Worte der collegialen Begrüßung vorzubringen.

Indessen ist: „Meinen Respect ... meinen Respect!“ cum gratia in infinitum Alles, was seinen befangenen Lippen in diesem Augenblicke zu Gebote stehen will.

Das Lachen der Offiziere über diese Situation macht ihn nur noch verlegener.

Da erhebt sich ein dicker Herr und schlägt mit der Faust auf den Tisch:

„Das ist unser Chirurgus, ein Arzt, wie kein zweiter auf Erden, und den lass' ich mir nicht auslachen! Ein Vierteljahrhundert leben wir hier beisammen; ein Vierteljahrhundert ist er

unser Arzt und noch ist Keiner von uns gestorben!“

Der Chirurgus athmet bei dieser Apologie freier auf und schlägt die Augen beschämt nieder, gerade wie andere große Männer, deren Bescheidenheit man durch Erhebung ihrer großen Verdienste nahe getreten.

Schon sehen wir ihn seine Lippen regen, um dem Anwalt ein replicirendes Compliment zu machen, als Mathizo, der eben mit einem rothglühenden Gesicht zum Vorschein kommt, anzuschauen, als ob es seit Monaten in Schmutz gelegen und eben erst in einem Ziegelofen ausgebrannt worden wäre, die allgemeine Aufmerksamkeit zu sehr in Anspruch nimmt, als daß der dankbare Redner weiter hoffen dürfte, seinen Sermon an den Mann zu bringen; weshalb er denn auch jeden dahinzielenden Versuch unterläßt und es vorzieht, bescheidenlich seinen Platz wieder einzunehmen, indeß Mathizo nicht ohne Anstrengung einen Weinkrug auf den Tisch schiebt und ein Duzend Gläser herumstellt, jedes einzelne offenbar Eigenthum Desjenigen, vor den es hingestellt wird.

Die zwölf Herren scheinen es nämlich vorzuziehen, jedesmal Jeder sein eigenes Glas mitzubringen, als ein Jeder zwölf Gläser anzuschaffen, um die Freunde zu bewirthen, wenn sie sich bei ihm zu einem Trinkstündchen einfinden.

Das Glas des Chirurgus, nebenbei gesagt, ist seinem Umfange nach durchaus geeignet, uns erkennen zu lassen, daß er seine minutiösen Ansichten über das Brisennehmen durchaus nicht auch auf den Wein anzuwenden gewohnt sei.

Mit einer Gewandtheit, die jedem Garçon Ehre machen würde, hat er sich alsbald des Kruges bemächtigt und füllt der Reihe nach die Gläser.

„Wenn jetzt mein Bub' — mein Sohn wollt' ich sagen — da wäre — als Hauptmann! — als pensionirter Hauptmann unter uns!“ erhebt Gospon Kapetan sein Glas und läßt mit Wohlgefallen den rothgoldenen Kroatenwein im Sonnenschein funkeln.

„Gut wär's!“ erwidert darauf der dicke Herr vom Faustschlag mit barscher Stimme. „Dann

wäre unser doch nicht immer die fatale Dreizehn zum Trinken, sondern ein affecurirtes Bierzehn, und man müßte nicht nach jeder Trinkerei ein ganzes Jahr lang in Angst herumgehen, daß man die Zeche mit dem Leben bezahlt. Wenn er aber auch nicht da ist, so wollen wir ihm nichtsdestoweniger ein Zivio ausbringen: „Zivio, der Herr Sohn unseres hochverehrten Freundes des Gospon Kapet . . .“

Mathizo taucht wieder aus dem Kufuruz hervor, nur noch röther erglüht, als das erste mal; ob vom Wein, den er in bescheidener Zurückgezogenheit im Keller des Gospon Kapetan in sich gezogen; ob von der Freude, seinem Herrn einen Brief überreichen zu können, den ein Grenzerweib eben von der Post aus St . . . gebracht, läßt sich auf den ersten Augenblick nicht entscheiden.

„Ein Brief!“ ruft Gospon Kapetan freudig. „Gewiß von meinem Jungen — meinem Sohne wollt' ich sagen! . . . Aber der kommt ja aus Polen . . . und die Hand ist mir unbekannt . . .“

Zitternd erbricht der alte Mann das Schreiben und liest mit lauter Stimme:

„Herr Hauptmann! Als ein naher Verwandter Ihres seligen Herrn Schwiegervaters kann ich der traurigen Pflicht mich nicht entziehen, Ihnen die letzten Nachrichten über Ihren einzigen Sohn mitzutheilen. Die letzten Briefe, die hier von ihm eintrafen, waren von Bukurest. Von da rückte er an die Donau hinab. Am Tage der Schlacht bei Oltenița avancirte er zum Hauptmann, nachdem die meisten Offiziere seines Regiments vor dem Feinde geblieben. Am selben Tage, kaum eine Stunde später, erreichte auch ihn das Loos, dem jeder Krieger seine Brust entgegenbringt. Suchen Sie Ihren Trost in Gott, wie wir und tausend andere mit uns trauernde Familien ihn suchen! Warschau, den u. s. w.“

Dem Gospon Kapetan zittert das Glas in der Hand, er erblaßt, eine Thräne drängt sich ihm ins Auge.

Der Herr aber mit dem Faustschlage erhebt sich wieder und vollendet: „Zivio! Er starb als Hauptmann und als Soldat! Habt Acht! Präsentirt!“

Alle nehmen die Mützen ab, erheben sich und heben die Gläser empor.

„Ich habe immer gewünscht, daß er Hauptmann werde“, spricht der Gospon Kapetan . . . „nun ist er noch um eine Stufe höher avancirt!“

Schweigend leeren wir die Gläser.

VIII.

Offiziersleben in der Grenze. — Ueber die Una auch ohne Paß. — Ein bosnisches Dorf. — Ein Giaur ist reich ... sein Unglück.

Wir sind Zeugen des triumphirenden Einzugs unsers Freundes Athanassje Pawlowitsch gewesen; wir haben den Rest des Tages und die darauf folgende Nacht von seiner Gastfreundschaft dankbaren Gebrauch gemacht; wir haben auch dem Herrn Hauptmann unsern Besuch abgestattet und als Vorgeschmack türkischer Nähe einen Tschibuk, statt des von diesem sonst unzertrennlichen schwarzen Kaffees jedoch ein treffliches Glas dalmatinischen Weines angeboten bekommen und auch angenommen; wir haben endlich auch den Gospon Kapetan unsere Aufwar-

tung gemacht, und denken nun, von diesem Letztern mit einer Empfehlung an seinen alten Freund versehen, ernstlich an unsere Weiterreise.

Das Haus, welches der Hauptmann mit seiner Familie bewohnt, liegt am entgegengesetzten Ende des Dorfes auf einer einsamen Anhöhe. Auf Kosten des Aarars ist es ziemlich solid und auch ziemlich wohnlich erbaut.

„Raum genug“, meinte der Hauptmann, da er uns in demselben umherführte; „denn der Staat denkt dabei immer an ganze Familien. Auch ein Stück Garten, in welchem ein paar Obstbäume stehen und das nöthige Küchengewächs gedeiht, selbst ein Stück Acker gehört dazu; an Schuppen und Stallungen fehlt es auch nicht; — aber eine Gesellschafterin wohnt hier im Hause mit, die unser Einem das Leben oft mehr als zur Last macht, sodas man oft nicht weiß, soll man sich lieber an den nächsten Baum hängen oder sich ein Bajonett in den Leib rennen — — die entseßlichste Langesweile!“

Diese Klage überrascht uns nicht. Sie tönt

aus dem Munde fast aller Grenzoffiziere wie aus einem einzigen. Denn wie unser Hauptmann, so wohnen sie Alle, einsam, abgeschieden von aller Gesellschaft, mitten unter ihren Compagnien. Der einzige Umgang, auf den sie dann angewiesen sind, sind sie selbst untereinander; ein Umgang, der bei der oft meilenweiten Entfernung des Einen vom Andern wenigstens seine Schwierigkeiten hat, namentlich im Winter, wo die ohnehin nicht ganz unschwierige Communication nicht selten völlig unmöglich ist. Die einzige Ressource, die dem Offizier dann bleibt, ist sein Haus, seine Familie, sein Garten, sein Acker. Ein Tag, an welchem ihn Geschäfte nach dem Stabsort rufen, ist für ihn ein Festtag. Hat er keine Familie, wir gestehen es gern, so muß der Aufenthalt in seinem leeren, einsamen Hause, namentlich im Winter, es seiner Phantasie sehr leicht machen, sich ein Bild von dem Leben eines Verbannten in den schneeigen Einöden Kamtschatkas zu machen.

Das Haus, das unser Hauptmann bewohnt, hat wenigstens das Angenehme, daß es nach allen Seiten hin eine ziemlich weite Fernsicht

gewährt. Man übersieht daraus nicht nur den ganzen Compagniebezirk, sondern gegen Süden auch noch über die Una bis nach Bosnien hinein und gegen Südost die lange Kette der fahlen Gipfel des Morlachengebirges.

Einmal an den Ufern dieses Scheidestromes zwischen Kreuz und Halbmond, und es nicht versucht zu haben, eine kleine Expedition nach den gesegneten Gefilden des Propheten auszuführen, muß uns mit Recht ein Vergehen scheinen, für das wir die Verantwortlichkeit in unsere deutsche Heimat nicht gut mitnehmen könnten.

Doch wie hinüberkommen? Die Gegend, in der wir uns befinden, ist keine der frequentesten, die Communication mit dem türkischen Gebiete fast gar keine. Zum Uebergange für beide Theile sind gewisse Punkte bestimmt, wo regelmäßige Furthen unterhalten werden und der Grenzverkehr allein gestattet ist. An jedem andern Punkte ist jeder Versuch eines Uebertritts mindestens ein Vergehen gegen die Contumazordnung, wenn er nicht nach Umständen auch noch als etwas Schlimmeres betrachtet und geahndet wird.

Am gerathensten wäre es wol, daß wir uns nach einem der nächsten Rastelle — so werden die Verkehrsstationen genannt — begeben, und unsere Expedition auf legalem Wege von dort aus einleiten. Die nächsten Rastelle aber, sowol stromauf- als abwärts sind meilenweit entfernt, und der Weg dahin einer der beschwerlichsten im ganzen Lande. Wir wollen es daher versuchen, ob wir nicht auf Anempfehlung unseres Freundes Athanassje Pawlowitsch bei dem Herrn Hauptmann, der hier in meilenweitem Umfange Herr und Gebieter ist, die Erlaubniß erwirken können, eine Ausnahme von der Regel machen zu dürfen!

Der Herr Hauptmann ist keiner von jenen Beamten, die sich in der Ausübung ihrer Amtsrechte um so rigorosser zeigen, jemehr man ihnen zeigt, daß man diese respectire. Wir finden ihn sogar gefällig und entgegenkommend. Seine Instruktionen aber, und so offenbar, kann er darum doch nicht überschreiten. Eine höfliche Ablehnung von seiner Seite darf uns daher nicht verletzen, und sie verletzt uns in der That um so weniger, als sie mit einem bedeutungsvollen — „außer“ —

schließt, das uns noch einige Aussicht offen läßt, an das Ziel unsers Wunsches zu gelangen.

— „Außer“ —

„Nun?“

„Außer, Sie wollen etwas riskiren.“

„Riskiren — Alles, nur nicht unser Leben?“

„Könnte auch sein!“ meint der Hauptmann lächelnd.

Indessen braucht uns das von unserm Vorhaben nicht abzubringen. Denn daß es so weit nicht komme, dafür wollen wir ihm getrost die Sorge überlassen, wenn wir nur sonst die Andeutungen, die er uns indirect gibt, indem er uns erzählt, wie es Andere zu machen pflegen, klug zu benutzen verstehen!

Anderer nun, denen es ebenfalls bis zu den Rastellen zu weit ist, begeben sich ohne irgendwie Angst oder Scheu zu verrathen, ans Ufer, gehen hier ganz unbefangen, als hätten sie eine Fußwanderung vor, eine gute Strecke entweder stromab- oder aufwärts, ersuchen sich einen günstigen Punkt — er bezeichnet uns sogar einen

solchen wie von ungefähr — und trachten dann, wenn sich Jemand von drüben findet, der sie hinüber zu führen bereit ist, wie sie unentdeckt hinüberkommen.

Wir danken für diese Andeutungen, und sprechen nur noch die Hoffnung aus, daß wir, im Falle wir entdeckt würden, in ihm keinen allzustrengen Richter finden werden, nehmen von ihm und unserm Freunde Athanassie Abschied und sehen zu, wie wir es nun anstellen.

Die Ufer der Una liegen hier ziemlich vereinsamt; Kukuruzfelder in nicht zu reichlicher Anzahl und Ausdehnung, hier und da ein Weinberg, ein paar einsam stehende Obstbäume, von Strecke zu Strecke die aus Gebüsch und Schilf emporragenden Tschardaken des Gordons und die Alarmstangen auf den Anhöhen bilden hier und wol noch auf meilenweite Strecken hinaus den gesammten Stoff landschaftlicher Abwechslung. Taucht noch hin und wieder aus dem Gesträuch ein Grenzerweib hervor, das eine armselige Kuh oder ein paar Ziegen auf einem brachliegenden, mit Farrenkraut bewachsenem Stück Landes weiden läßt, oder blüht in der Ferne

zwischen Baumästen das Bajonett eines Tschardakenpostens im Sonnenschein, so ist auch für die Staffage das Aeußerste geschehen.

Viel Anlaß, uns mit Bewunderung aufzuhalten, gibt uns dies eintönige Bild nicht, und so verfolgen wir denn ununterbrochenen Schritts unsern Weg stromabwärts fort, die Stelle aufzusuchen, die uns der Hauptmann als die geeignetste anzudeuten so gefällig war.

Eine Stunde Weges mögen wir bereits zurückgelegt haben — da senkt sich das Ufer plötzlich — da stehen die drei Weiden hart am Ufer — da befinden wir uns an der bezeichneten Stelle!

Wir begreifen es vollkommen, wie gerade von hier aus die meisten Uebergänge unternommen werden, die nicht entdeckt sein wollen. An dieser von allen Seiten durch Erdhügel und Weidengebüsch geschützten Vertiefung könnte sich Jemand, wenn er zufällig von der Streifpartouille aufgelesen würde, Tage lang verborgen halten, ohne daß er von irgend einem Tschardakenposten aufgestöbert werden könnte. Unbegreiflich aber finden wir es, warum man an

diesem, wie es scheint in der ganzen Gegend notorischen Verstecke nicht einen Tschardakenposten aufgestellt hat, der die unbefugten Uebertritte verhüte. Wahrscheinlich wurde der Punkt bei Absteckung der Gordons übersehen, und bleibt so dem heimlichen Verkehre überlassen, weil es noch Niemandem eingefallen ist, nach Wien darüber zu referiren, und ohne ausdrücklichen Befehl von „Oben“ nichts geändert werden darf. Irren wir nicht, so wird es auch Niemandem einfallen darüber zu referiren, weil man sich dann um einen bequemen Uebergangspunkt gebracht sähe, von welchem einen ungestörten und unbehelligten Gebrauch zu machen — soweit es natürlich nicht geradezu unter der Nase der Patrouille geschieht — man stillschweigend allgemein übereingekommen zu sein scheint.

Von einem Fahrzeuge ist am diesseitigen, sowie am jenseitigen Ufer keine Spur zu entdecken. Es bleibt uns daher nichts übrig, als uns auf ein paar Steinen niederzulassen, die Ellenbogen aufs Knie und den Kopf in beide Hände zu stützen und nach dem heiligen Reiche der Huris

so lange hinüberzuspähen, bis es dem Propheten gefallen wird uns einen erlösenden Nachen zuzufenden.

Das also ist das Land,

Wo aus schattenden Oliven
Schlanke Minarete ragen
Und in blauen Wellentiefen
Spiegelnd sich Moscheen baden;

Wo aus Rosenbüschen steigen
Kühle Brunnen auf und bligen,
Dran, vertieft in ernstes Schweigen,
Sinnende Ulemas sitzen!

Wir für unsern Theil müssen unsere Einbildungskraft in einen noch viel lyrischern Schwung ersezen und uns wenigstens des Fingirtalents eines Freiligrath erfreuen, wenn wir behaupten wollten, daß wir von unserm Observatorium aus von alledem auch nur das Mindeste zu entdecken vermögen. Alles, was wir von den heiligen Gefilden Mohammed's gewahren, beschränkt sich auf einen langen, unabsehbaren Uferstreif von durchaus ödem Ansehen. Schilfrohr und Gestein, eine verkümmerte Weide

und wieder Schilf, das ist das gesammte Inventar, das unserer Phantasie zeitweilige Beschäftigung bietet, und aus dem sie die Schönheiten vorahnen mag, die ihrer im heiligen Jenseits harren. Grenzte nicht im Westen ein langer Zug blauer Bergkette mit dunkelnden Waldstrecken das eintönige Bild ab, nichts, lieber Leser, würde uns abhalten, uns in die endlosen Wüsten Syriens versetzt zu denken!

Doch sieh! Die Erlösung, scheint es, ist nicht mehr fern! Regt sich nicht da drüben unter der einzeln stehenden Weide etwas einem lebenden menschlichen Wesen Aehnliches? In der That — zwei Männer sind es, und nach dem turbanartigen Gewinde, das sie ums Haupt gewickelt haben, Söhne des Propheten! Gelobt sei Allah! Nun aber wollen wir auch das Unserige thun, um uns bemerkbar zu machen!

Frisch an die Weiden, und versuchen wir mit dem möglichsten Geräusche ein paar Aeste abzubrechen!

Es fruchtet nicht. Wenigstens lassen sich die Turbanträger, die damit beschäftigt sind, Schilf

zu brechen und auf ein vierbeiniges Vieh zu laden, das wir für eine Art Pferd halten möchten, in ihrer Arbeit dadurch nicht stören.

Werfen wir Steine ins Wasser! Eine derartige Störung des tiefen Landfriedens wird nicht verfehlen, ihre Aufmerksamkeit auf uns zu lenken.

Auch dieses Manöver bleibt erfolglos.

So schwenken wir denn unsere Tücher!

„Čujete! Čujete, Bosñaci! Očeteli nas prevesti?“ (Hört, hört, Bosniaken! Wollt ihr uns hinüberholen?)

Das fruchtet. Sie halten in ihrer Beschäftigung inne und lauschen zu uns herüber.

Wir wiederholen den Ruf und interpretiren ihn noch durch genug deutliche Signale, die sie zu uns herüberbescheiden.

Einen Augenblick scheint es, als wollten sie sich bestimmen. Dann scheinen sie, nach den heftigen Bewegungen zu schließen, die sie mit den Armen gegen einander ausführen, in eine sehr lebhafteste Discussion zu gerathen, hervorgerufen wahrscheinlich durch das Bedenken, das der Eine gegen die Erfüllung unsers Begehrens erheben

mag, und die damit endet, daß der Andere davonläuft und nach einer Weile am jenseitigen Ufer mit einem Kahne wieder zum Vorschein kommt. Er winkt seinem Genossen, einzusteigen. Dieser folgt. Und nun rudern sie zu uns herüber!

Wenige Minuten und sie stehen vor uns.

„Was wollt ihr von uns?“ fragt der Jüngere von Beiden, ein schlanker, athletisch gebauter, knochiger Mann von sehr gebräuntem Angesicht und desgleichen Armen und Beinen, welche letztere sich mit seltenem Stoicismus über Alles, was der Name Fußbekleidung trägt, von Anbeginn an hinweggesetzt zu haben scheinen.

„Nach Bosnien wollen wir schauen!“

„Und was soll's euch in Bosnien?“ fragt der Andere, ein dürrer Alter von weniger derbem Aussehen, der auch Schuhe trägt.

„Das Land wollen wir uns ein wenig ansehen!“

„He, da können wir euch nicht hinüberführen! Es kommen allerhand Leute unsere Bosna auszuspähen, sodaß es dann kein Wunder ist, wenn uns bald die Kroaten, bald die Zernoger-

zen überfallen und Alles auf und davon tragen! Oder bist du vielleicht gar ein Moskow?" entgegnet der Alte, und will seinen jüngern Begleiter in den Kahn zurückziehen, um wieder zurückzufahren.

Wir protestiren feierlichst gegen jede Zumuthung irgend einer Ausspähungsmission, sowie gegen jede moskowitzische Abkommenschaft. Oder sehen wir vielleicht wirklich wie Menschikoff's aus, die irgend einem Kadi drüben ein peremptorisches Ultimatum bringen wollen?

Der Jüngere winkt uns ermuthigend zu; er ist auf unserer Seite.

„Siehst du nicht, Zarif“, bedeutet er den Alten, „daß das keine Nemazen (Deutsche), sondern Schwaben sind? Einen Nemaz von da drüben oder einen Moskow möchte ich selbst um keinen Preis nach unserer Bosna bringen; aber ein paar Schwaben — was können die der Bosna gefährlich sein? Die rudr' ich allein hinüber, wenn du nicht mitwillst! . . . Was zahlt ihr, Schwab-Effendis?“

Wir haben uns für ein Land, in welchem den typographischen Erzeugnissen der kaiserlich

österreichischen Staatsdruckerei kein anderer Werth als jedem andern Stück bedruckten Papiers beigelegt wird, mit einer Börse voll österreichischer Sechskreuzerstücke versehen und stellen es dem Fragenden frei, zu verlangen, indem wir ihm sogleich einige dieser Münzen als Vorauszahlung hinhalten.

Dergleichen Argumente versehen ihre Wirkung nie, gleichviel ob sie aus schwäbischer oder moskowitzischer Hand kommen, am wenigsten aber bei einem Befenner des Korans.

„Nun! Sagt ich's nicht, daß da nichts Bedenkliches ist?“ winkt der Braunsüßige seinem Genossen zu, indem er mit einer Hast nach dem Gelde langt, die uns die Ueberzeugung verschafft, daß der Unterschied zwischen seiner Ueberzeugungsfähigkeit und der eines Pascha nur in der Größe der Summe liege.

„Ja, wenn dem so ist“, meint darauf der nicht minder gestinnungsfeste Alte, „dann ist es freilich ein Anderes!“ Und im nächsten Augenblicke sitzen wir im Kahne.

Die Una hat an dieser Stelle gutes Fahrwasser, die beiden Bosniaken rudern tüchtig,

und geben sich, nicht ohne unausgesetzt und nach allen Seiten vorsichtig umherzuspähen, ob sie nicht von österreichischer Seite entdeckt würden, alle Mühe, das gegenseitige Ufer schnellst möglich zu erreichen.

Nach einigen Minuten landen wir denn auch, ohne von irgend einem Ischardak entdeckt worden zu sein, an Mohammed's geweihten Gestaden.

„Wo mögt ihr nun hin?“ fragt der Jüngere, indem er den Rest des bedungenen Fährlohns in Empfang nimmt.

„Ins nächste Dorf — oder wo immer hin!“

Diese Aeußerung erweckt dem Alten neue Bedenken. Wie wenn wir doch Spione oder Moskows wären? Menschen, die auf eine so abenteuerliche und jedenfalls gegen alles Recht und alle Sazung verstößende Weise ins Land kommen, können die etwas Anderes, als lauter verkappte Moskows sein? Leute, die nicht einmal recht wissen, wohin sie wollen, müssen das nicht verdächtige Subjecte sein?

„Zuerst aber müßt ihr mit uns zum Kadi!“

meint er daher. „Der soll euch anschauen und ausfragen!“

„Bist du des Kadi sein Gawas?“ entgegnet ihm der Jüngere, der offenbar eine Affection, wir wissen nur nicht ob für uns oder unsere Piaster gefaßt zu haben scheint. „Zuerst muß der Mensch eine Unterkunft haben, dann mag sich auch der Kadi um ihn kümmern, wenn er will. Uebrigens stehst du ja, daß es den Herren auf ein paar Piaster nicht ankommt, und da will ich es schon selbst übernehmen, dem Kadi zu erzählen, wie sie ausschauen und wer sie sind!“ — Ein Wink, der vollkommen hinreicht, dem Alten seine Gewissensruhe wieder zu geben.

Hierauf wickelt der Jüngling einen Strick, mit dem er seinen rothen, sehr zerschliffenen Mantel um den Leib befestigt hat, von sich los, befestigt damit das Schilf auf dem Rücken des Gauls und heißt uns aufsitzen.

So müde wir sind, so wenig können wir es beim Anblick des armseligen Thieres, das da stand, gebückt unter der Last des Schilfrohrs und trübselig den Kopf hängend, zottig und

knochenscheinig, über uns gewinnen, ihm eine Vermehrung seiner Last, die es nothwendigerweise hätte in Lebensgefahr versetzen müssen, zuzumuthen. Wir ziehen es jedenfalls vor, zu Fuß zu gehen, und werden es den beiden Söhnen der Bosna schon großen Dank wissen, wenn sie uns nur Führer sein wollen.

Allein der Braune, der es überhaupt auf eine möglichste Ausbeutung unsers Pflastervorrathes abgesehen zu haben scheint, gibt sich damit nichts weniger als zufrieden.

„Wer zahlt, der reitet auch“, meint er. „So ist es Sitte in der Bosna“, und sucht das aufgepackte Schilf nach Möglichkeit zu einem bequemen Sitze vorzurichten.

Allein auch wir haben unsern Willen, und erklären, wenn er uns in das nächste Dorf bringen wolle, ihm gerade so zu entgelten, als ob wir uns seines Gaules bedient hätten, und damit ist die Sache abgethan und unser Zug setzt sich in Bewegung.

Von Straßen scheint Bosnien bisher wenig zu wissen. Einige Hauptstraßenzüge — unter denen man sich jedoch nicht kunstgerecht ange-

legte und gebaute Chaussees, sondern nichts als etwas breitere Feldwege vorstellen muß, wie sie eben ohne Wahl und Plan durch das jeweilige Bedürfniß entstanden und von den Saumrossen der guten Bosniaken seit Jahrhunderten getreten wurden, — führen von den vorzüglichsten Communicationspunkten an der österreichischen Grenze zu den bedeutendern Ortschaften, z. B. Travnik, Sarajewo u. s. w. und bilden die einzigen halbwegs practicablen Verkehrslinien des Landes. Selbst auf diesen aber gehört das Fortkommen mit Wagen in die Reihe der fast undenkbaren Aufgaben, und Frachten sowol als Reisende haben keine andere Wahl, als sich der Saumrosse zu bedienen.

Die wichtigste dieser Linien, nebenbei gesagt, ist die von Brod nach Sarajewo, auf welcher sich fast der ganze Reise- und Handelsverkehr zwischen den großen österreichischen Märkten und Bosnien — etwa mit Ausnahme Triests — bewegt. Im Uebrigen geht Jeder und reitet Jeder wo es ihm am besten gefällt und am nächsten scheint. Felder, Weingärten, überhaupt Eigenthum ist da kein Hinderniß, und kommt Jemand

dabei zu Schaden, so tröstet er sich damit, daß er morgen Jemandem Andern einen gleichen Schaden zufügen wird.

Es darf uns daher auch nicht Wunder nehmen, daß unsere Führer ihren Weg geradezu mitten durch einige wohlbestellte Maisfelder wählen, bei welcher Gelegenheit das betrübteste aller Rosse dem Drange nicht widerstehen kann, seinem Gelüste nach einigen frischen, saftig grünen Maiskolben mehr als dem Zügel Folge zu leisten, wovon die beiden Bosniaken, in Anbetracht, daß das Feld nicht das ihre ist, auch gar nicht einsehen, was sie dagegen haben sollten.

Nach einem Marsche von etwa zwei Stunden endlich gelangen wir zu einigen Häusern, und an ihnen vorüber zu immer neuen und wieder neuen, sodaß es scheint, als solle dies gar kein Ende haben.

Wir wünschen nach der Mehana (öffentlicher Unterkunftsart für Fremde und Reisende) gebracht zu werden, und sprechen diesen Wunsch gegen unsere Führer aus.

„He“, heißt es, „bis zu dieser hin ist

es noch gar weit! Die liegt ganz am andern Ende!“

Noch weit! Wir haben also jedenfalls Muße genug, um uns in dem eigenthümlichen Labyrinth von Berzäunungen, Planken, Obstgärten, Aekern und Baulichkeiten, durch welches uns der Weg hinführt, umzuschauen.

Wer unter Dörfern eine Anzahl nachbarlich beieinander gelegener Wohnsitze zu verstehen gewohnt ist, dürfte sich auf den ersten Anblick schwerlich mit der Vorstellung vertraut machen können, daß wir uns hier mitten in einem bosnischen Dorfe befinden. In Wirklichkeit aber ist dies der Fall. Diese Berzäunungen und Planken, diese ziemlich weitläufigen Hofräume, in deren Mitte sich hier und da einige armselige Bauwerke erheben, meist aus Holz, selten aus Stein und Lehm aufgeführt, machen zusammen ein Dorf aus. In dem besten dieser Bauwerke, das sich inmitten des von allen Seiten pallisadenartig abgeschlossenen Hofraumes erhebt, wohnt gewöhnlich der Gospodin, der Sahibia, der Herr. Hat er noch ein bewohnbares, so wohnen seine Frauen darin; hat er keins, so wohnen sie mit

ihm unter demselben Dache, jedoch streng für sich abgetheilt. In den andern Hütten befinden sich die Ställe, die Küche, die Vorrathskammer, das Bad — wo eines vorhanden ist. Fenster suchen wir vergebens. Statt deren bemerken wir an fast allen Häusern lange, schießchartenähnliche Lücken, wie wir sie auch in den Umzäunungsmauern angebracht finden. Die Thore, die wir fest verrammelt finden, sind dies jahraus jahrein und werden nur dann geöffnet, wenn Jemand, der zum Hause gehört, aus oder ein will. So hat das Besizthum jedes Einzelnen zusammengenommen mehr oder minder das Aussehen einer Baste als einer friedlichen Wohnstätte und scheint offenbar darauf eingerichtet, sich gegen Anfälle von Räubern, im Steuerverweigerungsfalle — der nur allzuoft eintritt — gegen die Kommen des Pascha, und wenn der Sahibia Jemanden, der vor Feinden oder dem Gesetze flieht, in Schutz nehmen will, diesen gegen seine Verfolger zu vertheidigen; eine Einrichtung übrigens, die uns bei den Erpressungen und Gewaltthaten, welche sich die Paschas trotz aller türkenfreundlichen Gegentheilsversicherungen unausgesetzt

herausnehmen, sowie bei dem Abgang aller geordneten Justiz, um so gebotener erscheint, als die einzelnen Wohnsitze, die zu einem und demselben Dorfe gehören, oft so weit auseinander gelegen sind, wie bei uns die Dörfer selbst. So tief hat hier die Machtlosigkeit der Regierung und die Despotie ihrer untergeordneten Organe, die Apathie des Hauptes und die Willkür, mit welcher die Glieder walten, die tägliche Durchführung des Systems, daß Recht nur dort sei, wo Gewalt ist, sich ins innerste Leben eingefressen, daß der Einzelne, wenn er sich ein Dach baut, darunter er sein Haupt zur Ruhe lege, nicht darauf bedacht ist, wie er mit den Nachbarn in Frieden und geselliger Gemeinschaft lebe, sondern wie er sich gegen sie sowol als gegen den Staat am besten vertheidige und schütze!

Einer der Höfe, etwa mitten im Dorfe gelegen, erregt seines verwüsteten Zustandes halber unsere besondere Aufmerksamkeit. Nach dem Umfange und nach Dem, was noch vorhanden, scheint er ehemals einer der schönsten des ganzen Dorfes gewesen zu sein. Nun liegt die steinerne

Ringmauer in Schutt, das Thor ist abgebrochen, das Haus und die Nebengebäude tragen die Spuren von zahlreichen Kugeln, und halbverkohltes Gebälk, das über den ganzen Hof zerstreut ist, zeugt, daß auch die Flamme zu dieser Verwüstung das ihrige beigetragen.

„Hier hat ein Giaur gewohnt“, theilt uns der jüngere unserer beiden Begleiter zuvorkommend mit; „ein reicher Giaur, ein braver Giaur, Ergowas (Kaufmann), und hat ihm sonst nichts gefehlt zur Gottgefälligkeit, als daß er nicht nach dem Propheten lebte. Hätte er Türke werden wollen, dann konnte er heute vielleicht Pascha oder wenigstens Bey oder Aga sein; so — hängt er im Walde!“

Diese zwar kurze, aber doch sehr unzweideutige und inhaltreiche Lebensskizze ist keineswegs geeignet, uns zu erbauen, und es ist uns bereits klar, daß die Sentenz, „Christ zu sein, sei das höchste Glück“, möge sie an allen Enden der Welt gelten, auf Bosnien durchaus nicht angewendet werden könne. Wir verhehlen das auch unsern Führern nicht, indem wir zugleich die Frage an sie richten, was denn der reiche Giaur so

Schlimmes verschuldet, daß er es mit dem Leben mußte büßen?

Das sollen wir gleich erfahren.

„Ein Giaur“, meint der Braune, „braucht eigentlich gar nichts Böses zu thun, um gehenkt zu werden. Das kommt so, man weiß nicht wie. Er ist eben ein Giaur! Stojan Stankitsch, wenn man aufrichtig gestehen soll, hat eigentlich auch gar nichts Böses gethan. Aber er war ein reicher Giaur, hatte eine schöne Tochter und einen jungen Sohn.“

„Und ist das ein Verbrechen?“

„Ein Verbrechen eben nicht. Aber — es ist nun einmal so“, ist der ältere von Beiden so gütig, uns zu bedeuten; „alles Land und aller Reichthum ist Allah's, von Allah hat es der Prophet überkommen und vom Propheten haben es die Gläubigen geerbt. Ein Ungläubiger soll von Rechtswegen keinen Theil daran haben. Schlimm genug, daß die ganze Erde noch nicht ihren rechtmäßigen Besitzern anheimgefallen, und so viel Schätze sich in den Händen der Ungläubigen befinden! Aber das ist einmal nicht zu ändern. Allein die im Lande des Propheten

wohnen und seine Lehren von sich weisen, denen — und ich sollte meinen, das wäre leicht einzusehen — steht es auch nicht an, sich seine Güter anzueignen.“

Wir sehen schon, wir haben es mit einem orthodoxen Alttürken zu thun, der die Mission des Propheten für noch immer nicht vollendet hält!

Etwas freierer Ansicht ist sein überhaupt liberalerer Genosse.

„Kann sein“, meint er, „war es allen Sazungen des Propheten entgegen, daß Stojan Stankitsch ein reicher Mann war; ich bin kein Derwisch und weiß darüber nicht rechte Auskunft. Gewiß aber ist, daß dies vor den Augen des Pascha von B... nicht Wohlgefallen fand, und daß sich dieser fromme Hadschi vorgenommen, die Worte des Propheten zur Geltung und Stojan Stankitsch an den Bettelstab zu bringen. Erst ließ er ihm sagen: Stojan Stankitsch leih' mir zweitausend Dukaten! Stojan Stankitsch wußte, was das zu bedeuten habe; denn wenn ein Pascha von einem Giaur etwas zu leihen nehmen will, so darf sich der nicht lange be-

sinnen, weil er sonst leicht morgen selbst zuschauen könnte, wo er etwas zu leihen bekäme, — und sandte das Geld. Das wäre nun ganz gut und Alles vielleicht damit abgethan gewesen, wenn es dem Giaur nicht eingefallen wäre, bezahlt werden zu wollen. Giaur, ließ ihm der Pascha sagen, du hast einen jungen Sohn, schicke ihn zu mir nach B... und ich will dir durch ihn dein Geld schicken! Allein Stankitsch wußte, was das zu bedeuten habe, wenn ein Pascha sagt: Schicke mir deinen Sohn! Der kommt gewiß nicht eher wieder heim, als bis er ihn mit schwerem Gelde ausgelöst. Er schickte daher den Sohn — Berko, glaub' ich, hieß er — statt zum Pascha, über die Grenze ins Land des deutschen Zaren und antwortete dem Pascha, sein Sohn sei ihm nächtlich entflohen. Dies nahm der Pascha sehr übel auf und ließ dem Giaur zurücksagen: Giaur, du hast dich meinen Befehlen widersetzt und verdienst dafür, daß ich dir deinen Kopf vor die Füße lege. Allein, ich will Gnade mit dir üben, und gibst du mir deine Tochter und über die geliebten noch andere zweitausend Dukaten darauf, so sind wir

deines entflohenen Sohnes wegen ausgeglichen. Zugleich mit dem Boten erschienen im Dorfe hundert Mönche, um das Mädchen und das Geld in Empfang zu nehmen. Stojan Stanfitch aber war nicht gesonnen, dem Pascha das Eine oder das Andere zu senden, versammelte eine handvoll Giraunen in seinem Hof und widersetzte sich. Das war vielleicht sehr tapfer, jedenfalls aber sehr unklug von ihm gethan. Denn die Folge davon war, daß ihn die Mönche erst zwei Tage lang belagerten und beschossen, endlich das Thor erbrachen, ins Haus drangen und was sich da vorfand, niedermegelten. Wo hast du das Mädchen? riefen sie und durchsuchten die ganzen Höfe. Sucht sie! antwortete Stojan, und da fanden sie denn dieselbe unter den Todten, in Männerkleidern, die geladene Flinte in der Hand. Nun waren sie freilich vergebens dagewesen. Um jedoch dem Pascha etwas zu überbringen, banden sie den Giraun an den Schweif eines lahmen Rosses, schleppten ihn nach Banyaluka und henkten ihn dann an eine alte Eiche. Das Haus befohl dann der Pascha niederzubrennen."

„Und Verko?“

„Verko ist des Paschas Todfeind geworden und trachtet ihm, wie er kann, nach dem Leben. Bald kommt er als Schweinhirt, bald als Bettler, bald als reicher Kaufmann verkleidet nach Bosnien und der fromme Hadschi-Pascha ist keinen Augenblick sicher, von ihm aufs Korn gefaßt zu werden.“

Unserm Alttürken scheint die Art und Weise, wie uns sein jüngerer Genosse die Geschichte erzählt und wie sich dieser in fast unehrerbietigem Tone über den Pascha ausgelassen hat, wenig zu behagen. Dafür zeugt die vornehme Verachtung, mit welcher er ihn von Zeit zu Zeit über die Achsel ansieht.

Der junge Freigeist aber achtet dessen wenig und scheint nicht übel aufgelegt, uns noch mit allerlei andern Paschahistörchen zu regaliren.

„Die Mehana!“ ruft da der Alte, nicht ohne böshafte Schadenfreude, daß dieses prophetenlästerische Vorhaben seines Genossen dadurch zu nichte geworden; und in der That, wir haben diese endlich erreicht!

IX.

Die Mehana. — Was für Weltanschauungen ein Kadi hat. — Schwaben und Deutsche non iidem. — Ein böhmischer Aeskulap und sein pathologisches System.

Hochgestellt haben wir unsere Erwartungen gewiß nicht; und doch, wie viel fehlt, daß Das, was wir als „Mehana“ vor uns sehen, ihnen nur theilweise entspreche! Ein Haus, darin ein Mensch mindestens halbwegs bequeme Unterkunft und Verpflegung finden könnte, etwa so wenigstens wie in der schlechtesten ungarischen Kneipe, soviel glaubten wir doch erwarten zu dürfen. Wie bitter sehen wir uns enttäuscht!

Eine aus nichts mehr und nichts weniger als vier Breterwänden im freien Felde und am äußersten Ende des Dorfes errichtete Bude, mit

einem so niedrigen und so engen Eingange, daß selbst ein kleiner Mensch nur mit gebücktem Rücken in ihr Inneres gelangen kann, ohne Fenster, dafür aber mit zahlreichen Lücken versehen, durch welche die Winde aller Jahreszeiten das unverkümmertste Recht des freien Durchzuges genießen mögen, und mit einigen Bündeln Schilf gedeckt, welche die undankbare Aufgabe haben, den Regen davon abzuhalten, daß er die ausgerastenden Wanderer nicht allzu sehr durchnässe: — das ist die Mehana!

Vor dem Eingange dieses „öffentlichen Instituts für Unterkunft und Pflege“, auf einem abgetretenen Rasenplaz, auf welchem sich genug zahlreiche Spuren finden, daß hierher auch den Pferden der Zutritt gestattet ist, finden wir etwa zehn Turbanträger, in Ermangelung von Teppichen und Polstern auf Gottes blanker Erde im Kreise herumsitzen, wie sich von selbst versteht, die Füße unter den Leib geschlagen und rauchend.

Ein sehr unsauberer Junge reicht in kleinen, in Betreff der Reinlichkeit ihn keineswegs beschämenden Gefäßchen schwarzen Kaffee herum. Bei

diesem Anlasse bedient er sich zugleich einer Schaufel glimmender Kohlen, um einzelne Stückchen davon auf die frischgefüllten Pfeifen der Gäste niederfallen zu lassen. Wir können nicht zweifeln — die Honoratioren des Dorfes halten hier Siesta!

Einen halbangekleideten Mann in blauen Sackhosen, der in dem Augenblicke unseres Erscheins dem besagten Jungen, wir wissen nicht ob welchen Vergehens, mit dem ausgestreckten Fuß einen Stoß an jenen Theil des Leibes versetzt, den nur die Anatomen ohne Respect nennen dürfen, und sich dann erhebt, um mit unsern Führern einige leise Worte zu tauschen, glauben wir für den Mehandschi, d. i. Wirth, halten zu sollen.

In der That auch haben wir uns nicht geirrt. Bald tritt er auch an uns heran, macht uns eine Art Reverenz und heißt uns näher kommen. Den Jungen aber faßt er beim Ohr, etwa wie einen Krug beim Henkel, und schiebt ihn durch die niedrige, die Stelle einer Thür vertretende Oeffnung in die Mehana, mit dem Auftrag, frischen Kaffee zu bereiten.

Wir wollen nicht unhöflich sein und grüßen die Umherstehenden zuvorkommend und in der Landessprache.

Das wird schweigend und mit einem vornehmen Kopfnicken, aber doch gnädig entgegen genommen.

Hierauf lassen wir uns nieder oder vielmehr werden wir niedergelassen, indem der Wirth aus gutmüthiger Zudringlichkeit uns seine beiden Fäuste auf die Schulter legt und so lange auf uns ein drückt, bis wir dem Drucke nachgebend niedersinken, versteht sich, dem Sprüchworte „wer unter Wölfen ist, muß heulen“ getreu, auf den nackten Boden.

Unsere Führer haben schon früher Platz genommen, der ältere nicht ohne Einem der Anwesenden etwas heimlich ins Ohr zu flüstern, der dann darauf spornstreichs davon lief, und noch ehe wir recht Zeit hatten, uns in die jedenfalls ungewohnte Lage zu finden, in demselben Augenblicke, in welchem der unsaubere Junge den frischen Kaffee bringt, in Begleitung eines langen, hagern Mannes zurückkehrt, der sich alsbald uns gegenüber niederläßt.

Was den Anzug dieses Mannes anbelangt, so ist dies ein ebenso bunter als zerrissener. Die Dimien (Bluderhosen) schlottern ihm, im Zustande der fast gänzlichen Auflösung aller Nähte, stückweis um die braunen Beine. Leibchen und Pelzjacke tragen die unverkennbaren Spuren langer, angestrongter Dienstjahre und der Turban scheint verschämt die ursprüngliche Farbe seines Bindtuchs unter einer fingerdicken Schicht eingefressenen Staubes verbergen zu wollen.

Was ihn selbst anbelangt, so eröffnet er uns ohne weite Umschweife, daß er der Kadi sei und die Absicht habe zu erfahren, wer wir seien, was wir treiben und was wir in der schönen Bosna eigentlich suchen.

Dies hindert jedoch nicht, daß der frischbereitete Kaffee seinen Weg durch die Runde macht und der Kadi, als Amtsperson, sich dessen zweimal einschenken läßt.

Wir machen kein Hehl daraus, zu bekennen, daß der Zweck unserer Wanderung kein anderer sei, als das Land, um welches man sich jetzt in aller Welt mehr denn je interessire — und wie wir glauben, mit

Recht — von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen.

„Und was spricht man von Bosnien in der Welt?“

„Man glaubt, daß es großen Ereignissen entgegengehe . . .“

Der Kadi hebt die Augenbrauen bedeutungsvoll empor und spitzt wohlgefällig den Mund.

„Große Ereignisse! . . . Hm, hm! . . . Ja, wenn es wahr ist, daß sich sieben Könige darum in den Haaren liegen, dann allerdings! Hoffentlich aber werden wir auch etwas dareinzureden haben, welchem wir angehören wollen. Darüber sind wir in unserem Dorfe schon einig. Denjenigen von allen Sieben, der von uns die wenigste Steuer verlangen wird, dem ergeben wir uns, vorausgesetzt, daß er den Koran annimmt und Türke wird! Das steht fest! Und was spricht man in der Welt von unserem Dorfe?“

Uns fällt die goldene Regel ein:

Das Haus, darin du bist
 Wohl aufgenommen Gast,
 Gelt' dir zu jeder Frist
 Der herrlichste Palast!

Und wiewol wir eben nicht behaupten können, daß die Aufnahme in diesem „Hause“ uns irgendwie eine „wohlige“ schein, so machen wir dem Fragenden dennoch die Freude, ihm zu versichern, daß alle Welt von Bosnien nur Gutes spreche und somit auch von seinem Dorfe.

Nun kommt die Reihe an unsere Landsmannschaft.

„Bist du ein Kroate?“

Ich erwidere, daß ich ein Böhme bin.

„Böhme? Was ist das für ein Volk?“

„Ein sehr fleißiges . . .“

„A — hm!“

„Das besonders viel Musik treibt . . .“

„A — hm!“

„Du findest keine Handwerker, keine Musikanten und keine Kammerdiener über die ganze Erde verbreitet . . .“

„Hm, hm! Ein merkwürdiges Volk das!“ meint der Kadi kopfschüttelnd und sieht sich dann verwundert im Kreise um, als ob er sagen wollte: Wißt Ihr Jemand etwas von dem Volke? Ich habe es nie nennen gehört!“

„Auch mir gänzlich unbekannt“, stimmt Einer

der im Kreise Herumsitzenden bei. „Ich hätte ihn eher für einen Schwaben gehalten.“

„Und ich für einen Nemaß (Deutschen)“, meinte ein Dritter.

„Warum nicht gar!“ sucht diesen der Zweite zu widerlegen. „Die Nemaßen sprechen mit uns einerlei Sprache und der spricht doch offenbar unsere Sprache ganz fremdartig aus!“

Es ist zum zweiten male, daß uns der Unterschied auffällt, welchen die bosnische Völkerkunde — in dieser Gegend wenigstens — zwischen Schwaben und Deutschen zu machen scheint. Versuchen wir uns diesen Unterschied klar zu machen! Deutsche oder wol auch nach Umständen Wlachen nennt der bosnische Moslim seine christlichen Nachbarn, gleichviel ob sie Dalmatier oder Kroaten, wenn sie nur dem „deutschen Zaren“, d. i. dem Kaiser von Oestreich, unterthan sind. Was östreichisch ist, das heißt nemački, deutsch, und wär's ein Tazyge oder Rumanier. Alles Andere, was er für deutsch zu halten nicht Grund zu haben glaubt, ist ihm Schwab und šwabski, gleichviel ob es Franzose, Engländer oder Deutscher sei. In seinen Augen nämlich

ist die Welt von dreierlei Völkern bewohnt: von den Türken, die an Mohammed und den Sultan glauben, von Deutschen und Slaven, die an Christus und den Kaiser von Oestreich glauben, und endlich von den Schwaben, unter denen er alle übrigen Bewohner des Erdballs begreift, und die er, inclusive der Juden, für eine Art Heiden hält, die der Vielgötterei und Vielkönigerei ergeben sind. Vielleicht, daß ihn das neue Capitel Weltgeschichte, das in diesem Augenblicke im Aufrollen begriffen, den Unterschied der Völker bald besser auffassen und Engländer von Deutschen, Franzosen von Russen unterscheiden lehrt. Bis dahin aber müssen wir alles Mögliche versuchen, unserm Kadi begreiflich zu machen, daß Böhmen nicht im Monde liege.

Eine der Tassen, in denen der Kaffee herumgereicht worden, trägt als Fabrikzeichen den Namen eines böhmischen Ortes. Ich bedeuete nun dem Kadi, daß mein Vaterland zugleich jenes dieser Schale sei.

Berwundert ergreift er die Schale, zieht die Augenbrauen empor, schüttelt den Kopf und be-

trachtet sie von allen Seiten mit großer Aufmerksamkeit.

„Kannst du auch solche Schalen machen?“

„Das wol nicht!“

„Was ist dann dein Gewerbe? Bist du vielleicht ein Musikant?“

„Ich bin ein Arzt!“

„Ein Arzt? Hm! Wir haben hier im Dorfe auch einen Arzt, einen sehr weisen Mann, der wird es gleich heraus haben, ob du wirklich auch ein Arzt bist!“

Bei diesen Worten steht der Kadi mit einer wichtigen Amtsmiene, als wollte er zu verstehen geben: „Mich betrügst du nicht trotz alles deines fauderwelschen Schwadronirens!“ einen alten Mann an, der nicht weit von mir ihm gegenüber sitzt und bisher mit ausnehmender Ruhe, ohne mich auch nur eines Blickes zu würdigen, seinen Taback vor sich hin dampfte.

Der Alte, nicht besser im Anzuge als die Andern, trägt wenigstens Strümpfe und Schuhe und in seinen Zügen einen gewissen Ausdruck von Bedenklichkeit und Nachsinnen, den er durch ein unausgesetztes pagodenartiges Hin- und Her-

schütteln des Kopfes wahrscheinlich zu erhöhen meint.

„Kannst du das Fieber heilen?“ fragt der bosnische Doctor, nachdem er mit höchst gravitatischer Miene einige dicke Wolken vor sich hin geblasen.

„Auch noch mehr als das!“

„Noch mehr? ... Hm! ... Kannst du auch die bösen Geister austreiben?“

Wir wollen den alten Aesfulap in eine kleine Disputation verwickeln und so antworte ich denn ohne weiteres, daß es gar keine bösen Geister gebe.

„Du glaubst an keine bösen Geister und — bist ein Hekim (Arzt)?“

„Muß man denn, um ein Hekim zu sein, an solche glauben?“

„Wie willst du sonst die Leidenden heilen?“

„Durch richtige Erkenntniß der Krankheit und richtige Kenntniß der Mittel!“

„Wie aber willst du die Krankheiten richtig erkennen, wenn du nicht an böse Geister glaubst? Welche Mittel willst du anwenden, wenn du nicht weißt, was die bösen Geister lieben und was sie

verabscheuen? Weißt du also nicht, daß es zweierlei Hauptkrankheiten gibt: das Fieber und die bösen Geister . . . ?“

Soviel wir aus dem pathologischen Glaubensbekenntnisse, das uns unser bosnischer Collegenun zum besten gibt, entnehmen können, lassen sich die Grundzüge seiner Nosologie in folgendes eigenthümliche System zusammenfassen. Alle Krankheiten sind entweder Fieber oder böse Geister. Die Ansicht anderer Aerzte, daß auch das Fieber eigentlich nichts als ein böser Geist sei, der im Innern des Menschen absatzweise wüthet, bestreitet er durchaus; denn er habe die Erfahrung gemacht, daß das Fieber ohne Koransprüche heilbar sei, z. B. durch Spinnwebe in Brot genossen, Absud von Weidenrinde und Drangenschalen und noch allerlei andere bittere Kräuter, was nicht möglich wäre, falls es ein böser Geist wäre. Die bösen Geister zerfallen wieder in wilde oder hitzige und in schleichende oder fressende, jene etwa unsern acuten, diese unsern chronischen Krankheiten entsprechend. Die erstern toben in kurzen Zeiträumen aus, die letztern trägt der Mensch oft Jahre, ja, selbst sein ganzes Leben

lang im Leibe herum. Gegen beide helfen nur Besprechungen oder besprochene Mittel; so z. B. drei Schwefelfäden, die drei Tage lang in einem mit Koranstellen beschriebenen Papierstreifen eingewickelt gelegen, in dreitägigen Zwischenräumen verschluckt und dergleichen. Wo dies Verfahren nicht hilft, da ist der böse Geist nicht zu bannen, die Krankheit somit unheilbar.

Wir zweifeln sehr, daß die Patienten unseres bosnischen Heilkünstlers bei diesem Systeme gut fahren — es wäre denn ins bessere Jenseits. Wir geben aber auch alle Hoffnung auf, ihn für eine andere Ueberzeugung zu gewinnen und setzen seiner Auseinandersetzung nichts als unser tiefstes Stillschweigen entgegen, es ihm anheimstellend, ob er es als ein „Qui tacet consentit“ oder ein „Wer schweigt sieht, daß Hopfen und Malz verloren ist“, betrachten will.

Er scheint der erstern Ansicht zu sein und wir haben um so weniger etwas dagegen, als die vorausgesetzte Uebereinstimmung unserer Ansichten mit der seinigen unserm Ansehen bei dem Radi sowol als der ganzen ehrenwerthen Versammlung wenigstens keinen Abbruch thut.

Inzwischen ist es dunkel geworden, die Kaffeeschalen sind noch einige male im Kreise herumgegangen und die ehrenwerthen Effendis erheben sich, um in ihr Dorf zurückzukehren.

Beim Weggehen drückt uns jeder Einzelne noch seinen besondern Dank aus und versichert, daß der Kaffee heute ganz besonders trefflich gewesen. Wir begreifen zwar nicht, wie wir zu diesem Danke kommen, allein wir lehnen ihn auch nicht ab, um nicht vielleicht gegen irgend eine Landesitte zu verstossen.

Und siehe, wir thaten ganz wohl daran! Denn gleich nachdem die Herren fortgegangen, soll uns das Räthsel auf eine ganz einfache Weise klar werden.

„Fünf Piafter und zwanzig Para“, gibt uns der Mehandschi lakonisch zu verstehen.

Wir haben als Fremde die ganze Zechе zu bezahlen. So sei es Artigkeit und von selbst verständlicher Gebrauch.

X.

Ein Nachtquartier, das Gott erbarm'! — Was der Mehand-
 schi von den Zuständen hält und wie er sich das Ding vor-
 stellt. — Herberggenossen. — Der Pascha von B... —
 Aufgeschoben ist nicht aufgehoben.

Die Abendluft fängt an empfindlich zu werden,
 und ob uns nun das Hôtel, welchem uns das
 Schicksal und unser eigener Wille zugeführt, ge-
 falle oder nicht, wir sind nun einmal nicht in
 Brüssel, sondern in einem der entlegensten Win-
 kel des türkischen Reiches; es bleibt nichts An-
 deres übrig — wir werden uns in die Mehana
 begeben!

Von allen jenen luxuriösen Einrichtungen,
 lieber Leser, die du so verwöhnt bist auch in
 den anspruchlosesten europäischen Nachtquartieren

vorzufinden, erwarte hier nichts! Der Raum, in den ich dich einführe, ist „einig und untheilbar“, wie alle Staaten in ihren Verfassungen; von Kammern und Sätzen ebenso wenig etwas zu entdecken, als in irgend einer absoluten Monarchie! Einige Hände voll morschen Strohes, welches du an den vier Wänden ringsumher auf dem nackten Boden ausgebreitet siehst, das ist das Lager, welches deiner sowie jedes Andern, der hier sein Nachtquartier nimmt, gewärtig ist.

Du scheust davor zurück? Du glaubst guten Grund zu haben, dich nicht neben die sehr unzulänglich in einige bunte Lappen gehüllten Gestalten hinzustrecken? Ich kann dir das nicht verargen. Es gehört jedenfalls ein Grad von Selbstverleugnung hierzu, sich in dieser dumpfen, raucherfüllten Atmosphäre auch noch Gefahren auszusetzen, die jedenfalls höchst unangenehm werden können.

Da es aber unumgängliches Bedürfnis ist, daß wir ausrasten, so wollen wir in der schlimmsten Lage das möglichst Beste thun und unsern Platz zunächst des Einganges, abge sondert von

allen übrigen Obdachgenossen wählen, wo wir wenigstens die Wohlthat eines zeitweiligen Zuges frischer Luft genießen.

Auch der Mehandschi und sein unsauberer Famulus scheinen müde zu sein. Eine zeitlang noch stören sie in den letzten verglimmenden Resten des Feuers herum, daß sie mitten in diesem Raume in einer eigens dazu ausgegrabenen Grube unterhalten, um daran Kaffee zu kochen, löschen dann die Kohlen vorsorglich aus, und verkriechen sich Beide in der warmen Wasche, um da in wohliger Behaglichkeit der Ruhe zu pflegen. Wir wünschen ihnen die lieblichsten Träume! —

Eine Mainacht, so unliebsam auch die Situation ist, in welcher sie zuzubringen man sich genöthigt ist, geht schnell vorüber, und so begrüßen wir denn bald wieder durch den offengebliebenen, gegen Osten gerichteten Eingang unserer Mehana den jungen Tag, und machen uns, im engsten Sinne des Wortes, aus dem Staube, um bald möglichst unsern Weg fortzusetzen.

Auch der Mehandschi und sein Jünger sind

bereits wach, und beschäftigen sich damit, ihr Nachtlager, das ist den gesammten Aschenvorrath, wie er sich im Verlaufe des gestrigen Tages in der Feuergrube angehäuft, hinaus- und frisches Brennholz für den beginnenden Tag dafür hereinzuschaffen.

„Ihr wollt schon fort?“ spricht er uns mit freundlichem Morgengruße an.

„Wir haben noch weiten Weg.“

„Wohin gedenkt ihr?“

„Ins Innere des Landes: etwa gegen Banyaluka und Travnik hinab!“

Wir haben zwar nichts weniger als die Absicht, unsern Weg in dieser Richtung fortzusetzen. Allein wir halten es jedenfalls für gerathener, uns über den Weg, den wir nehmen wollen, nicht entschieden auszusprechen. Es scheint uns dies in einer Gegend, bis in welche der gerechte Arm des Padischah durchaus nicht mehr zu langen scheint, eine jedenfalls nicht unüberflüssige Vorsichtsmaßregel.

„Daran thut ihr nicht wohl!“

„Warum das?“

„He! — Weil's da nicht ganz geheuer ist!“

„Gibt's denn da so viele Haibufen?“

„Das eben nicht; und gäb' es welche, euch würden sie nichts anhaben, denn ihr seid keine Türken. Aber rührig ist's, glimmen thut's dort unter der Asche, daß man bei keinem Schritte sicher ist, auf heiße Kohlen zu treten!“

„Und was glimmt?“

„Die Moslims glimmen, die Rajah glimmt, Alles glimmt.“

Wir stellen uns, als ob wir nicht wenigstens ebenso gut wüßten als er, welche Geister nicht nur in Bosnien, sondern von einem Ende des Reiches Sr. Majestät des Sultans bis ans andere umherhaufen.

„Ist's möglich!“

„Nein; 's ist wirklich! Schon als die Zernogorzen im letzten Herbst aus ihren Bergen herabfielen, um die Bosna mit Krieg zu überziehen, rührte sich die Rajah an allen Enden, um mit ihnen gemeinsame Sache zu machen, und ihnen das Land zu überliefern. Wäre nicht Dmer, der Seraskier, bei Zeiten gekommen, der ihnen alle Waffen abgenommen, wer weiß, was nicht geschehen wäre. Da sind die giauri-

schen Derwische in den Klöstern, die sie so aufwiegeln. Sie wollen Kirchen haben, schöner als unsere Moscheen; Häuser, schöner wie die Paläste der Paschas; wollen über uns zu Gericht sitzen, und wie ich ganz gewiß weiß, entweder einen eigenen gaurischen Sultan haben oder sich dem deutschen Zaren übergeben. Da hatten sie einen Derwisch, der Zukitsch heißt, und der leitete und trieb das Alles. Allein man sagt, Omer der Seraskier habe ihm bereits seinen Lohn gegeben und ihn um einen Kopf kürzer gemacht."

Wir hören diese politische Exposition an, ohne uns in eine Erörterung derselben einzulassen, und freuen uns im Stillen zu wissen, daß der rührige Franziskanermönch Zukitsch, den wir vor zwei Jahren auf österreichischem Gebiete kennen zu lernen Gelegenheit hatten, seinen feurigen Agitatorkopf unverfehrt aus Omer Pascha's Lager getragen, um dem Ziele, das er sich zur Lebensaufgabe gesetzt, der Emancipation der bosnischen Christen, mit ungebrochenem Eifer weiter nachzustreben.

„Kaum ist der Seraskier fortgezogen“, fährt der Mehandschi fort, „so regen sie sich wie-

der. Habt ihr nichts gehört vom Zaren der Moskows?"

Es scheint uns nicht uninteressant, die letzten Wellenkreise zu belauschen, welche der Steinwurf, den Fürst Menschikoff in den Frieden des Bosphorus gethan, bis in diesen entlegenen Winkel des türkischen Reiches getragen, und wir verneinen.

„Hm, hm! Lebt ihr denn nicht in der Welt? Der hat ja dem Sultan in Zarigrad (Konstantinopel) sagen lassen, wenn er ihn nicht als Herrn des halben Reiches und der sämtlichen Rajahs anerkennt, so werde er ihn mit Krieg überziehen und ihm das Land so zurichten, daß man nicht erkennen soll, wo ehemals eine Stadt gestanden. Aus allen Moscheen werde er Pferdeställe machen, und wo ein Halbmond auf einem Minarete sitzt, da werde er einen Türkenskopf hinaufpflanzen. Ein Kaufmann aus Banyaluka, der vor einiger Zeit hier übernachtet, der hat die Nachricht geradenwegs aus Beetsch (Wien) gebracht. Was meint ihr! Wird der Padischah darauf eingehen? Ich glaube schwerlich; ich glaube gewiß nicht! Und wenn er er-

fährt, wie wir Moslims in Bosnien das aufnehmen würden, dann vollends gar nicht! Jetzt schon rüsten sich Tausende, in einer Nacht Alles was Giaur ist, hinzuschlachten, wenn die Nachricht käme, daß der Rajah nicht mehr Unterthan, sondern Herr sein soll! Ich meine daher, ihr thätet gar nicht wohl daran, ohne Noth, euch tiefer ins Land hineinzubegeben!"

Wir werden uns das gesagt sein lassen, alt-türkischer Mehandschi!

„Daß die Sache ihre Richtigkeit hat“, hören wir ihn weiter raisonniren, „geht schon daraus hervor, daß der Pascha zu so ungewöhnlicher Zeit, wie jetzt, das ganze Paschalik bereift. Ueberall erhebt er Steuern auf eine Zeitlang voraus, überall ordnet er die Aushebung von Nizams an und die Redifs müssen auch alle einrücken. Wozu wäre das, wenn es nicht zum Krieg wäre gegen den Zaren von Moskow? Heute noch soll er durch unser Dorf kommen, um sich dann in Bihatsch mit dem dortigen Pascha zu besprechen. Wenn ihr nichts zu versäumen und Lust zu warten habt, so könnt ihr euch davon überzeugen!“

Wir nehmen auch diese Mittheilung zur Kenntniß, und wollen ein paar Stunden gern daransetzen, um den Mächtigen, der uns schon aus der Geschichte des unglücklichen Stojan Stankitsch theilweise bekannt ist, nunmehr auch von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen.

Bis dahin wollen wir den redseligen Merchandschi von seinem Tagewerke nicht länger abhalten und einstweilen eine kleine Musterung unter den Passagieren abhalten, mit denen wir die Ehre hatten, das Obdach zu theilen.

In der einen Ecke dort sitzt eine braune, schwarzbärtige, arabische Gestalt auf ihren Fersen, unausgesetzt mit dem Haupte wackelnd und von Zeit zu Zeit den Riemen küssend, den sie um die Stirn gelegt. Das ist ein Jude aus Sarajewo, der sein Morgengebet verrichtet, um dann seinen Weg nach dem östreichischen Gebiete fortzusetzen, wohin ihn Handelsgeschäfte führen.

Nicht weit von ihm zählt ein stämmiger Mann in rothem Sereschanermantel an den Fingern herum. Es ist ein wirklicher Sereschaner, der eine Heerde Böcke zum Verkaufe nach Trav-

nik gebracht, von welchen Thieren ihm außer einem namhaften Gewinn auch noch der unverkennbare Geruch geblieben. Ihm zu beiden Seiten lagern ein paar zerlumppte Bosniaken, allem Anscheine nach Bettler oder Viehtreiber.

Zunächst dem Eingange, uns gegenüber, ist ein junger Mensch damit beschäftigt, ein Paar Pistolen zu untersuchen. Sein Aussehen ist ein trotziges, entschlossenes; sein Anzug besser und geordneter als der aller Andern. Dem Anscheine nach möchten wir ihn für einen Christen, etwa für einen sarajewer Kaufmann halten.

Da er sich von uns beobachtet glaubt, thut er die Pistolen in seinen Gurt, bedeckt sie mit der Jacke, holt einen Rosenkranz hervor und spielt daran nach Art müßiger Moslims. Es ist offenbar; unsere Aufmerksamkeit ist ihm unbequem.

Mittlerweile ist der Tag vorgerückt, vor der Mehana draußen auf dem abgetretenen Rasenplatz wird es wieder lebhaft. Kaffeedampf und Tabackqualm steigen empor, und auch wir verlassen das unlieblichste Obdach, in welchem wir

je übernachtet, um uns den Effendis, die sich hier schon so früh eingefunden, zuzugesellen. So viel wir entnehmen, befinden sich unter ihnen die Ältesten und Bornehmsten des Dorfes, und die Versammlung hat keinen geringern Zweck, als dem angesagten Pascha die ehrfurchtvollste Aufwartung zu machen.

Daß Politik discutirt wird, ist natürlich. Rußland, das mit Argusaugen jedes kleinste Anläßchen fern zu halten weiß, das bei seinen glücklichen Unterthanen auch nur eine Ahnung politischen Nachdenkens wecken könnte, Rußland hat das Verdienst, selbst aus den beschränkten Bewohnern des entlegensten bosnischen Dorfes politische Grübler gemacht zu haben. Die conservativste Macht der Welt wird es erleben, aus ihrem Systeme noch ganz andere Widersprüche hervorzuwachsen zu sehen. Sie, die auf der unerschütterlichen Grundlage des unbedingtesten Gehorsams zu fußen wähnt, hat schon zu wiederholten malen Unterthanen gelehrt, sich mit ihr gegen die eigenen Gebieter zu verschwören, und diesen offen, oder — was noch schlimmer ist — heimlich den Gehorsam zu brechen. Sie, die

die Revolution als das scheußlichste Ungethüm der Hölle personificirt, hat oft genug schon — natürlich wo es ihren Vortheil galt — Revolutionen geweckt und genährt. Sie wird sich nicht wundern dürfen, wenn die Schüler einmal die angelehrten Doctrinen gegen sie in Anwendung bringen!

Ein junger Bosniake, der schweißtriefend herangerannt kommt, verkündet jetzt die jeden Augenblick zu gewärtigende Ankunft des Gebieters von Banyaluka. Von der Höhe des Hügels, auf welchem er als Vorposten aufgestellt war, konnte er bereits die heranwogenden Staubwolken entdecken.

Allgemeine Bewegung, allgemeine Aufregung, rath- und planloses Hin- und Herrennen.

Endlich wird die Staubwolke am Fuße des Hügels selbst sichtbar, und die allgemeine Verwirrung wird noch größer.

Nun sprengen schon in gestrecktem Galopp die vorreitenden Nomken heran; nun kommen noch einige, und endlich der Erwartete selbst mit seinem zahlreichen Gefolge, und die allgemeine Verwirrung erreicht ihren Culminations-

punkt. Vergebens ist alles Bemühen des Kadi einige Ordnung herzustellen!

Der Pascha, ein kleiner, schwächlicher, sehr abgelebter Mann über die Fünfzig, mit scharf ausgeprägten Zügen und kleinen blißenden Augen, steigt in einiger Entfernung von der Mehana sofort vom Rosse und läßt sich im Schatten eines Baumes auf einen Feldsessel nieder, welchen ein Diener in Eile aufgestellt und unter welchen ein Teppich gebreitet ist. Indeß sein Gefolge in Turban und bunten Farben prangt, trägt er selbst einen einfachen, dunkelblauen Tuchrock, desgleichen Pantalons und einen einfachen Fehs mit langer, dunkelblauseidener Quaste.

Kaum, daß er sich niedergelassen, läßt er den Kadi zu sich bescheiden.

Dieser, die Arme über die Brust gekreuzt, folgt dem Befehle auß eifervollste und gibt, in dieser Stellung verharrend, über all die Fragen die unterthänigste Auskunft, welche der Hochmächtige an ihn zu richten so gnädig ist, jedoch Alles so leise, daß kein sterbliches Ohr davon ein Sylbchen zu erfassen im Stande ist. In gleicher Weise und in allerdemuthvollster Ergebung em-

pfängt er seiner Excellenz Befehle und berührt dann mit seiner Stirne fast den Fußboden, um sich unterwürfigst zurückzuziehen — als Schlag auf Schlag nacheinander zwei Schüsse die Luft erschüttern.

Entsetzt fährt der Pascha zusammen und greift nach seinem Fehs. Dann springt er empor und wankt einige Schritte vom Baum.

Ein Schrei des Schreckens entfährt allen Anwesenden. Alles drängt sich um ihn, Jedermann will ihn sehen, man hält ihn für todt. In manchen Zügen ist das furchtbarste Entsetzen, in manchen aber auch der schlecht verhohlene Ausdruck eines Jubels zu lesen, der es nur noch nicht wagt, laut zu werden . . . Da sprengen die Morken herbei, treiben mit ihren langen Peitschen die zudringliche Menge auseinander und im nächsten Augenblicke ist der Pascha wieder hoch zu Roß zu schauen, mit furchtbar blizendem Auge, wenn auch noch einmal so blaß und zusammengebrochen. Er wollte zeigen, daß er lebe. Eine der Kugeln hat ihm die seidene Quaste vom Fehs gerissen, die andere ist in den Baum gefahren.

Neuer Lärm hinter der Mehana!

Wieder fällt ein Schuß! . . . Ein Einzelner, in einer Hand zwei Pistolen, in der andern den blanken Handjar, hält einen Haufen Bosniaken von sich ab, die ihn ergreifen wollen . . . Es ist derselbe junge Mann, den wir in der Mehana seine Pistolen untersuchen sahen.

Da der Pascha seiner ansichtig wird, reißt er wie toll an den Zügeln seines Rosses. Dieses bäumt sich, daß er sich nur mit Mühe darauf erhalten kann, setzt dann um, und mit dem Rufe von zitterndem Munde: „Ergreift ihn und an einen Baum mit ihm!“ sprengt er in gestrecktem Galopp davon.

Eine Handvoll Morken macht Kehrtum, um den Bosniaken zu Hülfe zu eilen, die nach dem verwegenen Schützen fahnden. Allein dieser ist indeß verschwunden.

„Wohin ist der Giaur?“

„In den Wald! . . . Ins Dorf! . . . Hier hinaus, . . . da hinaus ist er entkommen!“ rufen hundert Stimmen durcheinander.

Wir selbst, in der peinlichsten Lage, wollten schon, daß wir, sei es wo hinaus immer

entkommen wären. Da fühlen wir uns an der Hand gefaßt . . .

Wer ist's?

Der jüngere unserer beiden Führer von gestern.

„Das war der Pascha von B . . .“, raunt er uns ins Ohr, „und das war — Verko Stankitsch!“

XI.

Türkische Wirthschaft. — Rizamis als Waschweiber. — Eine türkische Festungswache. — Betrachtungen über knappe Jacken. — Auch ein Renegat. — Das Renegatenthum, ein trojanisches Pferd. — Türkisches Exercitium. — Das Renegatenthum und das türkische Heerwesen.

Unser Expedition tiefer nach dem Innern des Landes auszudehnen, lag für diesmal schon von vornherein außerhalb unsers Wanderplanes. Die Richtschnur, der wir uns vorgenommen haben zu folgen, sind die Save und die Donau, die beiden Ströme, welche christliche und osmanische Welt von einander scheiden und es bedurfte nicht erst der warnenden Andeutungen unsers politisirenden Mehandschi, noch weniger aber der abenteuerlichen Scene versuchter Blutrache, deren wir zufällige Zeugen waren, um uns zu bestimmen,

von unserm ursprünglichen Plane durch allzu weit ableitende Seitenstreifzüge uns nicht abbringen zu lassen.

Brechen wir daher auf und trachten wir vorerst die Save zu gewinnen. Als Zielpunkt unserer Wanderung ersehen wir uns Verbir, einen Punkt, der uns einen doppelten Vortheil bietet; einmal eine gesicherte Ausgangsstelle für eine bequeme Weiterfahrt auf der Save, dann den Einblick in das Innere einer kleinen türkischen Festung.

Der Tag ist nicht zu heiß, der Himmel dabei doch tiefblau und wolkenlos; die Gegend, durch die uns der Weg führt, ein abwechselndes Panorama von Dede, dunkelgrünem Waldgebirge, frischgrünen Maisfeldern, hoch- und buntwogenden Grasflächen, im Sonnenscheine blizenden Wässern und zerstreuten Gehöften. Wir schreiten entschlossen darauf los, bergauf, bergab, thalaus, thalein, und da die Sonne noch hoch im Nachmittag steht, sehen wir schon in nicht weiter Ferne die weißen Dächer einiger Minarete im Sonnenschein glimmen — und nähern uns Verbir.

Das Aussehen dieser Beste ist, wie das der meisten türkischen Festungen, ein sehr ödes, verfallenes. Von fern nimmt sie sich nicht viel besser als eine Ruine aus.

Es ist das mit eine Folge der Fahrlässigkeit, mit welcher das ganze osmanische Verwaltungswesen von dessen obersten Spizen bis zu den untersten Gliedern herab betrieben wird, daß man vielleicht von keinem einzigen der festen Punkte des Reiches behaupten kann, er befinde sich in befriedigendem Zustande. Die Werke sind meist ausgedehnt, oft von kolossalem Umfange und mit ungeheuern Kostenaufwande ausgeführt. Es scheint aber, als ob die türkischen Regierungen von jeher Alles gethan zu haben glaubten, wenn sie eben irgend einen Punkt von französischen oder englischen Ingenieuren mit Wällen und Gräben umgeben ließen und dafür ein paar Millionen Piafter auszahlten. Von der Nothwendigkeit, dergleichen Werke auch zu erhalten und vor Ruin zu bewahren, scheinen sie nie einen Begriff gehabt zu haben, oder es ging damit, wie mit so vielem Andern. An Befehlen, die Festungen in gutem Stand zu erhalten, hat es vom Divan herab

nicht gefehlt, die Summen dafür wurden in den Kanzleien des Großveziers angewiesen, in jenen des Finanzministers ausgezahlt; die Befehle aber, ehe sie bis zu den vollziehenden Organen herabgelangten, waren vergessen und die Gelder auf ihrem Wege bis hinab zu einer so unbedeutenden Handvoll Dukaten eingeschrumpft, daß diese eben nur ausreichte, dem letzten Beamten, in dessen Hände sie gelangte, Augen und Mund, keineswegs aber die Lücken in den Schanzmauern zu verschließen. Auf dem Papier stand nun allerdings die Festung als eine im besten Stand erhaltene — in Wirklichkeit war sie eine halbe Ruine.

Unstreitig ist der Verfall der osmanischen Macht zum großen Theil auch in diesem, mit systematischer Consequenz betriebenen Defraudationswesen begründet. Defraudation erhöht die Ausgaben des Staates, Defraudation verkürzt die Einkünfte. Derselbe Pascha, der von 10,000 Dukaten, die ihm zur Erhaltung der Festungswerke in seinem Paschalik überwiesen sind, 5000 in seinen Säckel schiebt und 5000 seinen Beamten überläßt, um sich darein weiter zu theilen, der-

selbe liefert von 50,000 Dukaten Steuern, welche er einzuheden hat und mit welchen der Divan in Konstantinopel auf ihn rechnet, keinen Para mehr als 5000 ab! Wir haben Beweise davon in ganz neuester Zeit gehabt!

Wenn dann ein dies irae kommt und der nordische Zar ein wenig seine Mähnen schüttelt, dann findet es sich, daß die schönen Friedensjahre in süßem Nichtsthun und in schmählicher Unterschleifspraxis dahingegangen, daß die Schanzen überall verfallen, die Kanonen vergrünspannt, die Munitionen von Rost aufgezehrt sind; keine Barrière will halten, keine Pforte will schließen, man hat keine Laffetten, keine Karren, keine Ladestangen, zu den Gewehrkolben fehlen die Röhre, zu den Röhren die Schösser, zu den Schössern die Hämmer; kein Paar Schuhe ist vorhanden, um den ersten Redif, den man von seiner Feldarbeit einberufen, damit zu bekleiden; kein Mantel, um den ersten Vorposten darein zu hüllen; und die Namik-Baschas haben gut nach Paris und London reisen, um das gelobte Land bei Herrn von Rothschild zu verpfänden und dafür Geld zu Ziegeln zu holen, um nur in Eile diejenigen

Festungen in halbwegs vertheidigbaren Zustand zu versetzen, gegen welche die Pulks des nordischen Zaren zunächst im Anrücken begriffen sind. Die Dardanellen werden nun geflickt, Warna, Schumla, Silistria und Widdin sind so glücklich, ausgebessert zu werden; die Besten aber hier im Westen dürfen in unbeachteter Vergessenheit, in sich versunkenen Einsiedlern gleich, weiter verfallen und weiter verwahrlosen, bis sie vielleicht eines schönen Regentages völlig einknicken und Alles verdeckendes Gras über ihnen wuchert.

So arg indessen ist es mit Verbir noch nicht bestellt. Noch einige Hundert Schritte längs des Ufers zurückgelegt, und wir stoßen auf den ersten Beweis, daß es sich wenigstens einigermaßen noch als Festung und seiner einstigen Bedeutung im Kampfe der großen Khalifen gegen die christliche Welt bewußt ist — auf eine Handvoll türkischer Soldaten.

Das Geschäft jedoch, welchem wir diese kriegerischen Kinder des Propheten eben obliegen finden, ist ein nichts weniger als kriegerisches und würde sich unbedingt in den Händen eines Haufens rüstiger Mägde viel besser ausnehmen,

als in den andern. Sie waschen nämlich ihre Wäsche.

Uns ist über das Monturdepartement Sr. Majestät des Sultans nichts bekannt. So viel aber ist gewiß, daß wir, wenn wir in Höchst- dessen Verwaltungsrathe ein Wort mitzureden hätten, augenblicklich darauf antragen würden, von Stund' an Alles, was bisher für Sr. Majestät Krieger aus Linnen verfertigt wurde, aus dem haltbarsten Eisendraht anzufertigen. Denn bei einem Tractament, wie diese Leute ihre „schwarze Wäsche“ weiß zu dreschen bemüht sind, dürfte kaum diesem Material eine längere Capitulation als ein Jahr zuzumuthen sein. Daß man sich zur Reinigung der Wäsche statt der Hände eigener Hölzer bedient, mit denen man sie so lange durchwalft, bis sie sauber geworden, das kommt oft vor. Wäsche aber mit Pflastersteinen von der Größe eines Vierundzwanzigpfünders förmlich steinigen, das begegnet uns hier zum ersten mal. Daß diese Pflastersteine manch' derbes Loch in die Staatskasse schlagen müssen und daß es nicht Namik-Paschas genug geben kann, diese Löcher wieder zu verstopfen, das ist uns

nun nach diesem kleinen Spiegelbilde der ganzen großen Wirthschaft vollkommen klar. Zudem hat die ganze Manipulation, wie die braunen Gestalten, die Beine bis über's Knie und die Arme bis an die Schultern entblößt, im Wasser hocken und wirr durcheinander lärmend darauf losklappern, herumplätschern und herumspritzen, Einer den Andern spaßeshalber kopfüber ins Wasser fegeln, so viel Hirnzerschmetterndes, daß wir durchaus keine Lust verspüren, uns mit staatsökonomischen Betrachtungen länger bei ihr aufzuhalten, als nöthig ist, um vorüberzukommen.

Bald haben wir den Lärm hinter uns und schreiten zwischen den wenigen Hütten, die den Ort Verbir, zum Unterschiede von der Festung Verbir, ausmachen, auf die letztere zu.

An der, nebenbei gesagt, in unglaublich verwahrlostem Zustande sich befindenden Brücke treffen wir auf den ersten Wachtposten.

Die europäischen — und diesen Unterschied muß man ein= für allemal aufstellen, wenn man sich auf islamitischem Boden befindet — die europäischen Wachtposten sind in der Regel auch keine Salons. Ihr Tabacksqualm ist sprüchwörtlich

und niederländische Reinlichkeit in ihnen studiren zu wollen, wird uns nirgend einfallen. Gegen die Dertlichkeit aber, an deren Eingang wir jetzt stehen, sind sie durchwegs und ohne Widerrede wahre Fußstuben. Alles, was man weiß, roth oder grün nennt; ja, was überhaupt einer Farbe ähnlich sieht, hat hier ein Ende. Da gibt es nur — und es sei dies Wort keineswegs ausgesprochen, um irgend welchen Sympathien Abbruch zu thun, sondern lediglich um die Sache mit dem einzig möglichen Namen zu nennen, — Schmutz, Berräucherung und anwidernde, seit Jahrzehnden eingekistete Verwahrlosung.

Der Mann, der eben den Posten inne hat, sitzt ruhig und unbekümmert auf einem am Boden liegenden Balken, das gelbbraune, gedankenlos dareinschauende Angesicht in beide Hände gestützt; die, mindestens seit Monaten nicht gefegte Feuerwaffe statt in den Armen, nachlässig in den Schoos hingestreckt, wie man etwa den Tschibuk hält, wenn man aufgehört hat zu rauchen. Die Andern lagern rings um das Wachthaus, theils in der Sonne, theils im Schatten; die Einen der Jacke, die Andern des

Halstuches, die Dritten sogar der ohnehin nicht zum besten bestellten Fußbekleidung ledig. Die schwarzen Riemenstücke schlottern zum Theil haltlos um die trägen Leiber oder sind der Bequemlichkeit halber abgelegt und liegen entweder neben ihren Besitzern im Grase oder hängen quer über der Wachstubenthür.

Mit allen Diesem stimmt, wie das kaum anders sein kann, das gesammte Aeußere der Leute auch im Einzelnen überein. Die abgenutzten Monturstücke im alltäglichen Dienste verbrauchen zu lassen, ist eine ziemlich allgemeine militärökonomische Regel. In so schlechtem Aufzug aber, wie wir hier die Wache bezogen zu sehen, dürfte außerhalb des türkischen Gebietes in der Welt der Armeen nicht leicht wieder vorkommen.

Hat die moderne Adjustirung der Mizamis schon an sich, wie zweckmäßig sie auch von Einigen befunden werden mag und vielleicht auch in vereinzelter Beziehung ist, nicht viel Kleidsames; sehen die braunen, morgenländischen Physiognomien der türkischen Soldaten und die blaue Jacke, das unförmliche Leinenbeinkleid, das schlechte Schuhwerk an den oft nackten Füßen, dazu die

ungeheure Patrontasche wie Dinge aus, die so wenig zusammengehören, wie ein Gallafrack und ein übrigens nackter Negerleib, so läßt die nachlässige Haltung, die Zerfahrenheit in den einzelnen Gestalten und der völlige Mangel an Nettigkeit im Einzelnen wie im Ganzen das Nichtzusammenpassende nur noch augenscheinlicher hervortreten. So ein türkischer Soldat mag sich wenden wie er will, man sieht ihm an, daß er in dieser bis hinauf zugeknöpften Jacke, in diesen engen Aermeln, in dieser Cravate nicht zu Hause ist. Von Kindheit auf an weite, faltige Gewänder gewöhnt, ist ihm Alles das zu enge; er mag gehen oder stehen, es hemmt und zwingt ihn an allen Seiten und macht ihn unbeholfen. Von der Behendigkeit und elastischen Gelenkigkeit des Janitscharen, von der Schnelligkeit der Spahis ist da keine Spur zu entdecken. Wir sind überzeugt, daß diese Leute, wenn es einmal zum Handgemenge kommt — und das ist eigentlich das Element des türkischen Kriegers — sich es erst bequem machen müssen, ehe sie recht daran gehen und hauen können. Dieses Bedürfniß aber mag es auch sein, was sie, ein Gleiches zu

thun, schon bei der alltäglichen Dienstleistung drängt.

Nicht viel besser als draußen finden wir es in der Wachtstube selbst aussehen, einem dunkeln, ungedielten Raume, in welchem sich's einige Gestalten, an ihrem etwas bessern Aeußern leicht als Offiziere zu erkennen, auf dem Boden bequem gemacht haben. Sie tragen, vier bis fünf an der Zahl, sämmtlich Vollbärte, dunkelblaue, einreihige Waffenröcke mit auffallend kurzen Taillen, bei denen wir nur nicht abzusehen vermögen, wozu sie unter diesem Himmelsstriche mit so übermäßig viel Watte ausgestopft sind, krumme Säbel von ungleichen Formen und an den verschiedensten Kuppeln, der eine an einer rothen, der andere an einer schwarzen, der dritte an einer goldgestickten, der vierte an einer um den Leib geschlungenen Messingkette.

Wahrscheinlich ist nur Einer unter ihnen der Diensthabende und die Uebrigen leisten ihm (wie dies auch anderwärts Sitte ist) Gesellschaft und helfen ihm die Zeit tödten. Dies zu bewerkstelligen dient denn der unausweichliche schwarze Kaffee, der Tschibuk und der Würfel. Man liegt

oder sitzt auf der nackten Erde, trinkt von der nackten Erde, würfelt auf der nackten Erde und scharrt auf der nackten Erde die verlorenen oder gewonnenen Paras her und hin.

Die Erscheinung unserer fremden Persönlichkeiten bringt in das militärische Stilleben, das auf die beschriebene Weise vielleicht schon stundenlang gewährt haben mag, einige Bewegung.

Der Mann auf dem Posten erhebt sich und nimmt sein Gewehr auf die Schulter, die Offiziere treten hervor und Einer von ihnen, eine dicke, aufgedunsene Gestalt, verlangt nach unserm „Testir“.

Wir produciren unsere Papiere.

Der Offizier, der sich nun als Wachtcommandant darstellt, besichtigt die Documente mit so ernster Miene, als versuchte er wirklich darin zu lesen. Als glaubte er jedoch sich auf seine Augen allein nicht verlassen zu dürfen, winkt er seine Rangesgenossen herbei, spricht mit ihnen Einiges leise und übergibt ihnen die Papiere zur weitem Durchforschung.

Diese Scrupulosität muß uns nicht befremden.

Von dem Umstande, daß unter den türkischen Beamten und Offizieren kaum der Hundertste sich auf irgend eine andere als seine Muttersprache versteht, geschweige denn eine andere lesen kann, ist so vielfacher Anlaß zu Betrug und Mißbrauch genommen worden, daß den guten Leuten einiges Mißtrauen nicht zu verargen ist. Alle möglichen Papiere sind als Pässe und Certificate vorgezeigt und von den harmlosen Türken für gut befunden worden. Alles mögliche Bagabundenvolk hat es sich herausgenommen, ihnen eine Nase zu drehen und sich unter dem Schein bester Ordnung bei ihnen eingeschlichen. Quittungen, Ablieferungsscheine, verjährte Pfandzettel, ja sogar Speisezettel sind als Pässe producirt und ohne den mindesten Anstand respectirt worden. Seit sie dahinter gekommen, sind sie um so schwieriger. Ob ihnen aber ihre Vorsicht etwas nütze, muß bei dem Umstande, daß es mit dem Lesen und Verstehen fremder Sprachen doch noch beim Alten geblieben, dahingestellt bleiben.

Unsere Papiere indes werden, nachdem sie die Runde durch Aller Hände gemacht, in bester Ordnung befunden und mit der trocke-

nen Weisung „Slobodno!“ uns wieder zurückgestellt.

Die Offiziere ziehen sich darauf in ihre schmutzige Wachtstube zurück, um Kaffee, Tschibuk und Würfel wieder aufzunehmen und wir betreten die Festung.

Posten, wie der bereits beschriebene, treten uns an mehren Punkten entgegen, wenn eben auch nicht alle in sitzender Stellung. Uebrigens herrscht hier allenthalben eine Stille und Leere, als wäre Alles ausgestorben. Nur einzelne Gestalten, die eine mit Waffen, die andere mit Säcken beladen, wandeln in gemächlicher Ruhe über den Meidan.

Gebäude von Bedeutung, die allenfalls einer nähern Besichtigung werth wären, finden wir hier außer dem Wohnhause des Commandanten, einigen dürftigen Moscheen und dem Hospitale nicht. Wohin das Auge fällt, begegnet es nichts, als altem, verfallenen, invalidem Mauerwerk, daran der verwesende Charakter des Ganzen in dicken Lagern Mooses und verschlungenen Ranken Kriechkrautes haftet, und unsere Runde durch das

kleine abgeschlossene Bereich ist somit ziemlich bald durchgemacht.

Schon schicken wir uns an, um die so wenig interessante Festung wieder zu verlassen und behufs unsers weitem Fortkommens an das Ufer der Save hinabzuschauen — da tritt uns ein Mizami entgegen und überreicht uns grüßend ein Stück Papier, darauf wir mit Bleistift Folgendes geschrieben finden:

„Wenn Sie sich meiner noch entsinnen können, so bitte ich Sie Verbir nicht zu verlassen, ohne mich besucht zu haben!

Dr. Eduard S...“

Eduard S...! Der Name eines Studienfreundes, der uns in jenen schönen Tagen, da wir noch in harmloser Weltunbekümmertheit durch die Hörsäle Wiens wandelten, so nahe gestanden — und hier in diesem verfallenen türkischen Bollwerke, das die Menschen zwei Tagereisen von hier vielleicht nicht einmal dem Namen nach kennen — und wir sollten, so groß auch unsere Ueberraschung ist, den Mizami nicht bitten, uns augenblicklich zu Dem

zu führen, der ihm diesen Zettel an uns übergeben?

Rasch schreitet der Nizami voran; wir folgen ihm mit freudiger Aufregung. Einige schlechte Treppen hinan —, eine Thür geht auf und unsere Hände liegen in denen eines lieben, alten, längst verloren geglaubten Freundes.

„Du hier in Berbir? Was Kufuk führt dich hierher?“

„Und du hier? Was Kufuk hält dich denn hier?“

„Sieh mich an und du hast die Antwort! Ich stehe in türkischen Diensten, heiße Chosrem-Bey ...“

„Renegat ...?“

„Nenn' es, wie du willst! ... und bin Hefim-Baschi in Sr. Majestät des Sultans ruhmwürdiger Armee!“

„Wir hielten dich für todt ...“

„Zeitungsente! Du stehst ich lebe. Und nun lass dich bei mir nieder, nimm ein Glas Wein, eine Cigarre und erzähle, — erzähle, alter Freund, wie es draussen in der Welt hergeht! Was macht Der und Jener? Leben die Leute noch?“

Ist die Welt ausgestorben? Steht der Stephans-
thurm noch auf seinem alten Plage? Ist
Daum's Kaffeehaus nicht eine Räuberhöhle
geworden? Hausen im Prater nicht Wölfe und
Bären?"

Wir geben unserm Freunde die Versicherung,
daß der Stephansthurm noch nicht eingestürzt,
unser tägliches Rendezvous noch nicht zur Räuber-
höhle, der Prater noch nicht zur Wildniß gewor-
den sei und lassen nun ihn erzählen.

Die Schicksale unseres Freundes sind weniger
eigenthümlich in ihrer Art, als das Spiegelbild
der Geschehnisse von Hunderten, die von den Ereig-
nissen mit ihm auf die gleiche Bahn gedrängt
worden und wir wollen deshalb gern einen
Augenblick bei ihnen verweilen.

Eduard ist ein geborener fideler Wiener, hat
von Kindesbeinen an „alleweil lustig“ gelebt
und während seiner akademischen Jahre, wir kön-
nen darüber nicht hinweggehen, unbedingt mehr
Zeit der „gemüthlichen Gesellschaft“ und dem
„edlen Spiel der fünf Bälle“ zugewandt als den
Collegiis. Seine Tagesstunden hatte er stets mit
ausnehmender Gewissenhaftigkeit zwischen Daum's

Kaffeehaus, den Prater, die Reithahn, Schönbrunn und die Hohe Warte getheilt. Daß er an irgend einem Abend, die Theaterferien ausgenommen, im Parquet des Burgtheaters oder der Oper vermißt worden, kann Niemand behaupten. Alles das hinderte ihn aber nicht, zur Anknüpfung eines zarten Verhältnisses mit einer jungen ungarischen Magnatin Zeit zu finden, ein Verhältniß, das um so erfreulicher gedieh, als der Gemahl dieser jungen Dame, von den Debatten der presburger Magnatentafel zu sehr in Anspruch genommen, über den Interessen seines Vaterlandes jene seines häuslichen Glückes fast ganz aus den Augen verlor. Zungen, die immer einigen pikanten Redestoff brauchen, behaupten sogar, der edle Magnat hätte sich einmal genöthigt gesehen, zum bösen Spiel heitere Miene zu machen und von der Magnatentafel aus Anlaß einer gänzlich unverhofften Vermehrung seines Familienstandes einen mehrwöchentlichen Urlaub beansprucht. Was uns anbelangt, so können wir dem zwar nicht widersprechen, wollen es aber auch nicht unbedingt unterschreiben. So viel jedoch wissen wir, daß, als zu jener Zeit, wo

die Angelegenheiten in Ungarn plötzlich eine kritische Wendung nahmen, der edle Magnat, nach Pressburg längst wieder zurückgekehrt, seine junge Gemahlin nach Ungarn berief, unser Freund ihr bald auf dem Fuße dahin nachfolgte, und daß wir ihn seit jener Stunde nicht wiedergesehen. Die junge Magnatin galt allgemein für eine glühende Anhängerin der Sache ihres Vaterlandes. Daß unser Freund jemals eine ausgesprochene politische Gesinnung manifestirt hätte, wissen wir uns nicht zu erinnern. Die Liebe zu einem Weibe aber ist allmächtig, und so fand denn auch unser Freund alsbald, daß die ungarische Sache und die der europäischen Erlösung eine und dieselbe sei, und ergriff, entflammt durch die Geliebte, ein Husarenschwert, um sich in den Kampf zu stürzen. Wie er uns versichert, hat er nicht unrühmlich gefochten. Wenn ein Avancement bis zum Rittmeister, binnen wenigen Monaten zurückgelegt, dafür ein Beweis ist, so müssen wir es ihm glauben. Als die ungarische Sache auf dem Punkte stand, verloren zu sein, befand er sich in der Umgebung Kossuth's und betrat mit ihm den türkischen Boden. Kintahia schildert

unser Freund als einen sehr unangenehmen Aufenthalt. Im Grunde seines Herzens mehr Liebhaber einer schönen Ungarin als der ungarischen Sache, trug er die Internirung sowol als das tragikomische Hofspiel des großen Exilirten mit gleichem Widerwillen, und fühlte sich glücklich, als die Stunde der Erlösung schlug und der amerikamische Dampfer ihn nach London bringen durfte. Den Gouverneur nach Amerika zu begleiten, fühlte er keinen Beruf in sich. Er schrieb nach Ungarn und hoffte durch den Einfluß der Geliebten die Erlaubniß zur Rückkehr nach Oestreich zu erlangen. Er ist fest überzeugt, daß dies keinem Anstand unterlegen wäre, wenn der edle Magnat, vergangener Tage eingedenk, nicht Mittel gefunden hätte, es zu hintertreiben. Was blieb ihm nun übrig? Er faßte den Entschluß, nach Paris zu gehen, sich ein Doctordiplom zu verschaffen und sich nach der Türkei zurückzugeben. Mit einem Diplom der pariser Universität ausgestattet, ward es ihm hier nicht schwer, als Sekimbaschi in die Armee einzutreten. In einem Augenblicke, wo es hieß, Oestreich werde auf die neuerliche Internirung aller Flüchtlinge dringen, nahm

er den Koran und zugleich den Namen Chosrem an, welche edle Handlung ihm Sr. Majestät der Sultan durch die Beilegung des erhabenen Titels eines Bey entgalt. Als solcher beherrscht er nun das leibliche Wohl eines Theil der in Bosnien liegenden Armee Sr. Majestät und wir finden ihn, auf einer Inspectionsreise begriffen, in der heiligen Beste des Propheten, Berbir.

Im Ganzen scheint das Renegatenthum unserm Freunde nicht übel anzuschlagen. Was das türkische Leben an Annehmlichkeiten zu bieten vermag, das steht ihm zu Gebote: Dukaten, Pferde, Diener, schöne Teppiche, der beste Taback, Ansehen und Einfluß. Die Anforderungen, die der moderne Islam an seine Neophyten stellt, sind nicht so streng, daß er sich nicht auch so viel von den gewohnten europäischen Genüssen beilegen dürfte, als ihm beliebt und als er sich eben zu verschaffen vermag. Omer Pascha vor Allen kommt das Verdienst zu, den Uebertritt zum Islam zu etwas Leichtem, das Renegatenthum zu einer bequemen Art zu leben, umgestaltet zu haben. Er selbst hat sich die geselligen Freuden des europäischen Luxus nie versagt und allen

seinen Nachfolgern dadurch die Bahn gebrochen. In seinen Salons hat es nie an Thee, Whist und Musik, in seinem Hauptquartier nie an Wein und Cigarren gefehlt. Selbst Schinken sollen dort gefehen worden sein.

Wenn sonach materiell nicht so ganz unangenehm, so scheint doch nach der Versicherung unsers Freundes die moralische Lage der modernen Renegaten eine nicht immer sehr beneidenswerthe zu sein. Abgesehen davon, daß es wenige gibt, die sich nicht von Zeit zu Zeit von dem unwiderstehlichsten Heimweh bewältigt fühlen — denn heimisch und wohl, behauptet er, könne es Einem unter diesen Turbanträgern niemals werden, und gerade am allerwenigsten, wenn man sich durch die Bande des Uebertritts für all sein Lebtag an sie geknüpft und der Rückkehr zu den Seinen begeben hat — sieht man sich dem Vollblut-Moslim stets als Jemand gegenüber, dem er nicht recht trauen zu dürfen glaubt. Nur wer den Koran streng hält, genießt seine Achtung, sein volles Vertrauen; wer dies nicht thut, in dem sieht er stets einen mehr oder minder Abfälligen. Selbst die sogenannten Jungtürken sieht

er mit schelem Auge an und sieht in ihnen Untergräber der Lehre des Propheten. In den religiös-indifferenten Renegaten vollends sieht er meist nichts als heimtückische Eindringlinge, die die Maske des Uebertritts nur darum angenommen, um den Islam und das Regiment des Kalifen desto ungehinderter unterminiren zu können und behandelt sie auch als solche. Dies ist auch der Standpunkt, auf welchem Omer Pascha's zahlreiche Feinde stehen.

Sollen wir aufrichtig sein, so können wir den guten Moslims in ihren Besorgnissen nicht so ganz unrecht geben. Wie der Islam ist, stabilistisch und nicht weiter entwickelbar seiner Natur nach, findet er seinen Bestand nur in der strengsten Exclusion gesichert. Nichts ist ihm gefährlicher als fremde Elemente. Das Judenthum verträgt diese vollkommen. Es hat unter dem Einflusse des Perserthums sowol als des Griechenthums geblüht; es hat am Fuße des päpstlichen Stuhles feste Wurzel gefaßt; es hat unter italienischer und spanischer Bildung nichts gelitten; es hat sich dem deutschen Wesen angeschlossen; es besteht sogar unter russischer Zuchtruthe fort. Die

christliche Idee ist einer Entwicklung fähig, deren Grenzen sich nicht absehen lassen. Ihr Entfaltungsproceß ist die Weltgeschichte seit zweitausend Jahren, und von der Blüte, deren Keime sie in sich trägt, ist ihre jetzige Phase kaum noch das Knospen. Der Islam, das krankhaft phantastische Zwitterkind beider, hat gar keine Zukunft. Er hat nur eine Gegenwart von einigen Hundert Jahren; denn wie er heute ist, so war er von Anbeginn und so muß er bleiben, wenn er nicht völlig aufhören soll. Der Islam im Vereine mit der fortschreitenden Wissenschaft und der fortschreitenden Entwicklung der socialen Verhältnisse ist nicht denkbar; eine andere politische Gliederung vollends, als die in ihm selbst begründet ist, bringt ihm den Tod. Was anderes aber trägt das Renegatenthum in ihn hinein, als die Resultate der modernen Wissenschaft, moderne Weltanschauung, modernen Socialismus und moderne Politik? Eine Widerstandsfähigkeit gegen alles Dieses besitzt er nicht; die fremden Elemente in sich aufzulösen vermag er nicht; es bleibt also nichts anderes übrig, als daß er durch sie selbst angegriffen und allmählig in seinen innersten

Grundfesten erschüttert werde. Wenn daher der Scheich-ul-Islam, da er gegen den Einfluß, dessen sich allmählig das Renegatenthum und die westliche Christenwelt in seinem Sprengel bemächtigt, nichts mehr vermag, seine Hände in Unschuld wäscht, so erblickt er mehr in der nächsten Zukunft, als er zu verhüten im Stande ist. —

Nach einer Stunde Raft und wechselseitigen Erörterungen, deren Inhalt wir in dem Eben-
gesagten mitgetheilt, begeben wir uns mit unserm Freunde nach dem Waffenplaze von Verbir, um, ehe wir diesen Ort verlassen, die Truppen daselbst exerciren zu sehen.

Infanterie, Cavalerie und Artillerie waren da beisammen, größtentheils neuangeworbene junge Leute, zum Theil auch bereits gediente, frisch einberufene.

Das Urtheil, daß wir uns über die Adjustirung der türkischen Soldaten längst gebildet und das wir bereits heute einmal auszusprechen Gelegenheit nahmen, finden wir bei dem Anblick dieser Truppen nur bestätigt. Wir können es uns nicht anders denken, als daß sich diese südlichen Gestalten, unter denen wir, nebenbei ge-

sagt, eine nicht unbedeutende Anzahl Säbelbeiniger — unstreitig von der landesüblichen Art zu sitzen — wahrnehmen, viel freier und gelenkiger in weiten Hosen und bequemen türkischen Jacken, als in dieser knappen Adjustirung befinden würden.

Indessen finden wir die Haltung der Truppen in Massen ungleich besser, als man es, nach dem Einzelnen zu urtheilen, hätte erwarten sollen. Es ist ordentlich, als ob diese Leute den rechten Halt, der ihnen, so lange sie vereinzelt stehen, abgeht, erst gewannen, wie sie nur einmal Mann an Mann dastehen; ordentlich als ob Einer den Andern stützte, aufrecht- und zusammenhielte, wie etwa eine lockere Planke, die, so lange sie einzeln steht, im Winde hin- und herschaukelt, wenn sie aber mit andern in eine Wand zusammengefügt wird, mauerfest hält. Es scheint uns fast unglaublich, daß das Leute von gleichem Schlage mit jenen sind, die wir draußen an der Brücke im Staube herumfugeln sahen, so kerzengerade Nicht's-Euch und Habt-Nacht stehen sie da! Die schlappen Offiziere ihnen gegenüber nehmen sich fast aus, als gehörten sie gar nicht zu ihnen.

Nur einer unter diesen macht eine auffallende Ausnahme, ein junger Mann voll Feuer und Glut, der wie der Blitz von einem Ende der Fronte zum andern hin- und herschießt und dessen Geist es zu sein scheint, der die ganze Truppe so prompt militärisch zusammenhält und gleichsam durchdringt. Auch er ist — Renegat!

Weniger Günstiges können wir von den wenigen Abtheilungen Cavalerie sagen, die wir während ihrer Uebungen beobachteten. Pferde, Mannschaft und Haltung erscheinen uns sämmtlich gleich schlecht; jene unansehnlich, dickbeinig, langmählig, diese nicht straff, flugbereit, wie es zum Martialischen gehört, sondern laß und rückenhängerisch, wie man sich und Roß eben gehen läßt. Unbedingt würden sich diese Bursche in Turban, weiten Gewändern und türkischem Sattel mit großem Steigbügel fulminanter ausnehmen, als mit den fremdartigen Uhlänenfähnlein und englischem Reitzeug auf — diesen Pferden! Wenn in keiner Truppengattung, so hat jede Nation ihre Eigenthümlichkeiten, durch welche sie excellirt, in der Reiterei. Wir erwähnen nur des ungarischen Husaren, des polnischen Uhlänen, der deut-

ſchen Küraffiere, der walloniſchen Dragoner, der ruſſiſchen Koſacken. Die Kraft der türkiſchen Cavalerie beſtand von jeher in ihren Spahis.

Das Häuflein Artillerie, das wir hier beſammen finden, iſt zu gering, als daß wir auf deſſen Manöver ein Urtheil gründen könnten. Nach Dem jedoch, was wir zu beobachten Gelegenheit haben, möchten wir glauben, daß die türkiſche Feldartillerie leicht die beſte Waffe der ganzen türkiſchen Armee ſein möchte. Alle Bewegungen, ſowol der einzelnen Geſchütze als der geſamten Batterie, geſchehen ebenſo prompt als raſch, Handhabung und Bedienung der Stücke mit anerkenntenswerther Präciſion und Schnelligkeit. Wenn ſich dieſe braunen Burſche dem Feinde gegenüber ſo halten, wie der Zielscheibe, ſo kann man auf ſie rechnen!

Wir können hier, da wir ſchon einmal von dem Einflusse ſprechen, welchen das Renegaten- thum auf die türkiſchen Zuſtände ausübt, nicht umhin, auf jenen Einfluß insbeſondere zurückzukommen, welchen die Streitkraft des oſmaniſchen Reiches durch daſſelbe erfahren und fortwährend erfährt.

Mußten wir die Rückwirkung des Renegathums auf den Islam als solchen, als Glaubenslehre und die auf diese Glaubenslehre begründete Staatsform eine entschieden untergrabende nennen, so müssen wir auch andererseits anerkennen, daß sich der Einfluß derselben Potenz auf das türkische Heerwesen im Allgemeinen als ein ebenso entschieden belebender und festigender erwiesen hat.

Wir wollen nicht auf die türkisch-russischen und türkisch-österreichischen Kriege vergangener Jahrhunderte zurückgehen. Die Macht der Sultane bestand damals in der fanatischen Unüberwindlichkeit jedes Einzelnen in der großen regellosen Masse. Sie hatten damals eine Schar von Kriegern um sich, nicht von Soldaten. Die Erinnerung an die glorreichen Thaten der Janitscharen erbten sich von Geschlecht zu Geschlecht fort und jeder Einzelne setzte seine Lebensaufgabe darein, dem alten Ruhm nichts zu vergeben. Allerdings vermochte dies keineswegs vor Niederlagen zu schützen; aber man sage was man wolle, die innere Kraft, das innere Mark der osmanischen Waffenmacht war durch

diese noch immer nicht gebrochen. Daß eine volksthümlische, aus dem eigensten Wesen einer Nation hervorgegangene Waffenmacht einer disciplinirten Armee gegenüber nichts Besonderes vermöge, ist eine zwar beliebte, aber doch nicht ganz wahre Annahme. Man blicke nur auf die Escherkessen hin! Was aber die innere Kraft des osmanischen Heeres eigentlich und vollständig brach, war die Auflösung der Janitscharen. Niemand hat die osmanische Macht nachhaltiger gebrochen als Selim III.

Werfen wir einen Blick auf den russisch-türkischen Krieg von 1828 und 1829! Was vermochte die Pforte dem russischen Heere damals entgegenzustellen? Ein in Corps, Regimentern und Bataillons getheiltes Heer allerdings. Aber wer waren die tüchtigen Führer? Wo war die Tapferkeit? Sahen wir nicht den Balkan, bei gehörigen Dispositionen eine der unbeswingbarsten Linien der Welt, rathlos und thatlos geräumt? Sahen wir nicht eine Kriegsführung vor uns, so plan- und zusammenhanglos im Einzelnen wie im Ganzen, wie die neue Geschichte vielleicht kein zweites Beispiel aufzuweisen hat?

Das war die moderne, auf europäischen Fuß gefetzte Armee der Mizamis — ohne den belebenden europäischen Kriegsgeist.

Diesen, soweit dies unter den obwaltenden Umständen und in so kurzer Frist überhaupt möglich ist, dem todten Körper einzuhauchen, blieb dem Renegatenthume vorbehalten. Zwei Umstände insbesondere traten hier zu Gunsten der Pfortenmacht vermittelnd auf. Einmal die Anhäufung einer solchen Masse von Intelligenzen im westlichen Europa, daß dieses allein unmöglich ihnen Allen einen genügenden Wirkungskreis bieten konnte; dann die Revolution. Wie einst nach Rußland, so wanderten in den letzten Jahrzehnden Tausende von Franzosen, Engländern, Italienern und Deutschen nach Konstantinopel, um hier den Turban anzunehmen und sich dadurch eine lohnende Laufbahn zu eröffnen. Die Revolution insbesondere veranlaßte einen Zuzug höchst rühriger und kriegswissenschaftlich durchbildeter Persönlichkeiten dahin, die, nachdem sie einmal dem europäischen Westen sowol, als dem russischen Osten feindlich gegenüber standen und mit der christlichen Welt gebrochen hatten, in

unfehlbarer Voraussicht der Dinge, die da kommen mußten, alle ihre Kräfte aufwandten, um die türkische Streitmacht zu einer solchen umzuwandeln, an deren Spitze sie den Ereignissen entschiedener entgentreten konnten, als es in den Jahren 1828 und 1829 geschehen.

Daß sie nicht ohne Erfolg thätig gewesen, davon liefern die Kämpfe, in deren Mitte wir eben stehen, selbstsprechende Beweise. Daß jedoch selbst diese Umwandlung der osmanischen Heeresmacht zum Bessern nur dazu beitragen kann, den Islam selbst seinem Untergange näher zu bringen, daran können wir ebenso wenig zweifeln!

Von dem Verfasser vorliegender Schrift erschien in gleichem Verlage
und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die
Gefänge der Serben.

Zwei Theile. 8. Geheftet 3 Thlr. 10 Ngr. Gebunden 4 Thlr.

Der durch seine „Südslawischen Wanderungen“, die Dichtung „Fürst Lazar“ u. s. w. schnell bekannt gewordene Verfasser veröffentlicht in vorliegendem Werk zum ersten mal kritisch und nach den einzelnen Helden geordnet in Anknüpfung an die „Volkslieder der Serben“ von Talvj den reichen **Liederschatz des serbischen Volks**, vom Ende des 14. Jahrhunderts bis auf die serbische Revolution, in trefflicher deutscher Uebersetzung. Bildet somit das mit werthvollen Erläuterungen versehene Werk einen wichtigen Beitrag zur Kenntniß des Südslawenthums und insbesondere der serbischen Literatur, so ist dasselbe zugleich allen Freunden echter Volkspoesie zu empfehlen.

Erschienen ist bei **F. W. Brockhaus** in Leipzig und durch alle
Buchhandlungen zu beziehen:

Volkslieder der Serben.

Metrisch übersetzt und historisch eingeleitet

von

Talvj.

Neue umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Zwei Theile. 8. Geheftet 3 Thlr. 10 Ngr. Gebunden 4 Thlr.

Als diese „**Volkslieder der Serben**“ vor einem Vierteljahrhundert zuerst in ihrem deutschen Gewande erschienen, wurden sie, wie die gelehrte und geistvolle Talvj in der Vorrede zu dieser neuen Auflage sagt, von den Edelsten der deutschen Nation freudig begrüßt, als noch nie vernommene Melode einer tiefen, ursprünglichen Poesie, herrlich und lieblich zugleich in ihrer classischen Naivetät und orientalischen Färbung. Sie werden dem deutschen Publicum jetzt in bedeutend vermehrter und sorgfältig umgearbeiteter Form dargeboten und gewiß von demselben mit erhöhter Theilnahme begrüßt werden.

Druck von F. W. Brockhaus in Leipzig.